

Memeler Dampfboot

Tageszeitung für den Stadt- und Landkreis

Memel und das Gebiet nördlich der Memel

Erscheint täglich um 14 Uhr außer an Sonn- und Feiertagen. Monatlicher Bezugspreis: Bei Stadtbezug 2,10 RM einschl. 25 Rpf Trägerlohn; bei Postbezug 1,85 RM einschl. 18 Rpf Postgebühr zuzügl. 36 Rpf Postbefreiung. Nichtlieferung durch höhere Gewalt, Maschinenbruch usw. berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Abbestellungen müssen bis spätestens 25. des Monats für den folgenden Monat direkt beim Verlag eingereicht werden. Für unversandte eingekaufte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. Erscheinungen der Schriftleitung: 12-13 Uhr, außer Montag und Sonnabend. Fernsprecher-Sammel-Nr. 4544; nach 18 Uhr: Verlagsleitung 4544. Schriftleitung 4545. Drahtanschrift: Dampfbootverlag.



Anzeigen kosten für den Raum der mm-Spalte 90 Rpf, Textanzeigen 65 Rpf. Eine Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gewähr Rabatt kann im Kontrahatsfall, bei Einziehung des Rechnungsbetrages auf gerichtlichem Wege und außerdem dann zurückgezogen werden, wenn nicht binnen 14 Tagen nach Empfang der Rechnung Zahlung erfolgt. Gerichtsstand und Erfüllungsort ist Memel. Anzeigenannahme bis 18 Uhr des Tages vor Erscheinung. Am Erscheinungstage selbst können Anzeigen nicht mehr angenommen werden. Die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen wird nicht gewährleistet. Anzeigenannahme durch Fernsprecher ohne Gewähr für die Richtigkeit / Einzelnummer 10 Rpf.

Nummer 87

Mittwoch, den 15. April 1942

94. Jahrgang

Großkämpfe auf dem Meere

In zwei Monaten ist die gesamte Neubauproduktion der USA-Werften versenkt worden — „Stimson soll durch MacArthur ersetzt werden...“

Drahtbericht
unserer Berliner Schriftleitung

S. Berlin, 15. April. Innerhalb von sieben Tagen hat das Oberkommando der Wehrmacht drei große Erfolge deutscher U-Boote und Flugzeuge gegen die feindliche Handelschiffahrt mitteilen können. Insgesamt sind nach diesen drei Sondermeldungen rund 320 000 BRT versenkt worden. Diese Ziffer entspricht der halbjährigen Produktion der U.S.A.-Werften. Soeben hat das amtliche amerikanische Schiffsabstufungsbüro in einem Magazinsheft über die ungenügende Sicherung der Leistungen auf den Werften mitgeteilt, daß im Jahre 1940 Schiffe mit einem Raumbau von 540 000 BRT, und im Jahre 1941 Schiffe mit einer Gesamttonnage von 640 000 BRT, gebaut worden wären. Batten wir diesen Ziffern gegenüber, daß im Februar 525 000 BRT, und im März 646 BRT versenkt wurden, dann haben die Ergebnisse von zwei Kampfmomenten genügt, um die amerikanischen Neubauten von zwei Jahren auszulöschen. In diesen Gegenüberstellungen spiegeln sich die ungeheuren Leistungen namentlich unserer U-Boote wider, die diese in erster Linie unter der amerikanischen Küste erzielt haben. Nimmt man das neueste Ergebnis von 120 000 BRT, zur Hand, dann ist es nicht, etwa 40 Prozent heraufzuschlagen, um die Lademengen herauszurechnen, die sich in diesem Falle auf 170 000 Tonnen stellen. Würde man diese 170 000 Tonnen in Eisenbahnwagen mit einem Raumbau von 15 Tonnen umladen, dann wären fast 11 400 Eisenbahnwagen nötig. Bei einer Aufteilung dieser Eisenbahnwagen auf Güterzüge mit je 30 Wagen kämen beinahe 400 Züge zusammen, deren Inhalt jetzt irgendwo auf dem Meeresgrund im Atlantik ruht. Dabei handelt es sich durchweg um kriegswichtige Güter und Rohstoffe, auf die die amerikanische wie die englische Industrie wartet. Jede Schiffversenkung mindert also die Herstellung an Kriegsmaterial oder beeinträchtigt die Kriegsmateriallieferungen an die verschiedenen Fronten. Unter diesen Fronten befindet sich in erster Linie die sowjetische, an die England und Amerika teils über Murmansk, teils über die Häfen des Iran heranrücken. Aber auch hier wird der Kampf gegen die Zufuhren mit aller Heftigkeit fortgesetzt. Am hohen Norden sind es deutsche U-Boote und Bombenflugzeuge, im Bereich der iranischen Küste, also im weiten Raum der indischen Gewässer, sind es die Japaner, die immer neue Versorgungslinien unserer Gegner zerschneiden.

Darunter 88 Tanker

Die Stimmung im feindlichen Lager kann unter diesen Umständen gerade nicht als rosig bezeichnet werden. Alle Welt fühlt, daß der Kampf gegen die englische und amerikanische Tonnage für England und Amerika allmählich zu einem durchaus lebensnotwendigen Problem sich ausweitert. In selbigen Maße werden in der feindlichen Presse nervöse und auf einen pessimistischen Grundton abgestimmte Betrachtungen angestellt, für die es die verschiedensten Ausgangspunkte gibt. Die Amerikaner ringen verzweifelt die Hände, daß durch die erfolgreiche Tätigkeit der deutschen U-Boote in ihren östlichen Gewässern die Treibstoffversorgung des Ostens immer mehr in Unordnung gerate. Nach den Angaben des amerikanischen Schiffsabstufungsbüros hat die Dittke bisher täglich 1,8 Millionen Fass Öl erhalten. Inzwischen haben aber die deutschen U-Boote die amerikanische Tankerflotte in einen scharfen Abnutzungszustand hineingezogen. 1939 hatten die U.S.A. etwa 400 Tanker mit einem Raumbau von 2,8 Millionen BRT. Bis jetzt sind 88 Tanker, also beinahe ein Fünftel des damaligen Bestandes, torpediert oder versenkt worden. Das Schiffsabstufungsbüro stellt fest, daß die amerikanischen Eisenbahnen nicht in der Lage seien, von den nordamerikanischen Oelfeldern genügende Mengen in die Dittke zu bringen. Man könne täglich nur 260 000 Fass heranschaffen. Die Oelfeldern nach dem Osten sind aber erst in Bau.

Verzicht auf Murmansk-Seeverbindung?

In England herrscht eine dumpfe Verzweiflung. Der „Observer“ schreibt von der „dunkelsten Stunde“, die Großbritannien jemals erlebt habe, während „News Chronicle“ zu erkennen gibt, daß in der britischen Öffentlichkeit eine große Beunruhigung und Verwirrung, vor allem auch über die Kriegsschiffsverluste in Ostafrika, herrsche. Das Wort vom „niederknurrenden Pech auf See“ findet sich in dieser Betrachtung, die von einer

Kritik an der Admiraltät durchsetzt ist. In diesem Artikel wird mit der Möglichkeit gerechnet, daß England und seine Verbündeten mit den noch verbliebenen Kriegsschiffen die Seeverbindungswege durch den Indischen Ozean, nach Murmansk und von Amerika nach England nicht sichern könnten. Würden sich neue katastrophale Verluste ergeben, dann müßte man wohl oder übel auf einen dieser Seeverkehrswege verzichten. Daß die Engländer auf den Weg nach Indien oder auf den Weg nach Amerika verzichten würden, ist nicht anzunehmen; sie würden eher die Strecke nach Murmansk meiden, die ihnen ohnehin schon reichlich hohe Schiffsverluste einbringt, und das Nachsehen hätten wiederum die Sowjet-Bundesgenossen.

USA offenkundig

England macht eine lange und qualvolle Prüfung durch, von der Churchill bereits vor einigen Wochen sprach. Derselbe Churchill war es, der recht großsprecherisch noch vor Jahresfrist verkündete, die Atlantik-Schlacht neige sich immer mehr nach der für England günstigen Seite hin und die deutschen U-Boote würden geschlagen werden, wo immer sie auch zu finden wären. Die Tatsache spricht jedoch eine andere Sprache. England und Amerika sehen sich einem verstärkten Druck durch die deutschen, japanischen und italienischen Streit-

kräfte ausgesetzt, was den Washingtoner Sachverständiger Clapper veranlaßt, zehn Fehler aufzuzählen, die England begangen habe und die von den Vereinigten Staaten übernommen worden wären. Die Soldaten seien ohne ausreichende Tanks und Flugzeuge in die Schlacht geschickt worden. Der Feind sei unterschätzt. Man habe versagt, die Initiative zu ergreifen und die Menschenreformen zu mobilisieren. Man habe noch manche andere Unterlassungsfehler begangen. Der größte Fehler sei, daß der gesamte militärische Apparat in den Händen von Offizieren liege, die von einer modernen Kriegsführung nichts verstanden. Clapper geht bei seiner Anklage soweit, daß er feststellt, durch die Katastrophe von Pearl Harbour seien die U.S.A. unfähig gemacht worden. Mit seinem Hinweis auf die Offiziere, die ihr Handwerk nicht verstanden, will er offenbar jenen Kreisen den Weg ebnen, denen schon lange Kriegsminister Stimson ein Dorn im Auge ist und die jetzt in der „New York Daily News“ energisch verlangen, daß Stimson verschwindet und durch MacArthur ersetzt werde, damit vor allem auch die Kriegsmoral in U.S.A. verbessert wird. Angesichts der Gesamtlage, in der sich unsere Gegner befinden, kann die Kriegsmoral allerdings nicht besonders hoch sein. Daß sie aber heruntergewirtschaftet wurde, ist in den Vereinigten Staaten das Werk Roosevelts und in England das Ergebnis der Politik Churchills.

Roosevelt-Radau um Panamerika

Brasilien will von USA-Truppen nichts wissen — „Erst wenn wir versagen, könnt ihr kommen!“

Drahtbericht unseres Korrespondenten

HB. Bissabon, 15. April. In den Vereinigten Staaten wurde der „Panamerikanische Tag“ gefeiert. Militäre Veranstellungen mit offiziellen Reden, Wohltätigkeitskonzerten einiger ehrgeiziger Damen, die im Zeichen Panamerikas gesellschaftliche Erfolge erlebten, Tanz und Kinoveranstaltungen sollen den in U.S.A. lebenden Süd- und Mittelamerikanern eine politische und kulturelle Gemeinschaft mit den Vereinigten Staaten vortäuschen. Sumner Welles hat sich diesen Tag als besonderen Triumph seiner Panamerika-Politik gedacht und an alle Länder der westlichen Erdhälfte Einladungen ergehen lassen. Der Erfolg ist jedoch sehr mager: außer dem Staatspräsidenten von Peru und dem mexikanischen Außenminister befinden sich gegenwärtig keine repräsentativen Persönlichkeiten aus Mittel- und Südamerika in den U.S.A. Die noch in Washington lebenden Mitglieder des interamerikanischen Verteidigungsrats dürften wenig Lust verspüren, sich an diesen öffentlichen Aufbarkeiten zu beteiligen; denn ihre Mission in den nordamerikanischen Hauptstädten verlief ergebnislos. Brasilien beispielsweise konnte bisher nicht erreichen, daß die auf Fahrten mit Konterbande für die Vereinigten Staaten verlorengegangenen Schiffe seiner Handelsflotte durch Neubauten der amerikanischen Werften ersetzt werden; lediglich in einem Falle ist dieser Ersatz möglich geworden. Nach Meldungen brasilianischer Zeitungen liegen die größten Schiffe des brasilianischen Flotten immer noch in den Häfen fest, in die sie sich auf Befehl ihrer Regierung vor den deutschen U-Booten flüchten mußten. Die letzte Sondermeldung des Führer-Hauptquartiers über weitere 120 000 BRT versenkten Handelschiffsräume dürfte dazu beitragen, die Bedeutung dieser Gefahr zu unterstreichen. Zudem beweisen auch neue Maßnahmen der U.S.A.-Regierung, daß sie ihren eigenen Trostworten wenig Glauben schenkt.

Die New Yorker Zeitschrift „Colliers Magazine“ in einem langen und ziemlich pessimistischen Bericht aus Rio de Janeiro feststellt, haben die deutschen U-Boot-Erfolge dort die Stellung der Gegner des Krieges verstärkt, die die Washingtoner Politik des brasilianischen Außenministers Aranha nur mit größtem Mißbehagen verfolgen. Die Zeitschrift zitiert ein Wort des brasilianischen Kriegsministers, der seinen Bekannten in einer Unterhaltung über den deutschen U-Boot-Krieg im Atlantik sagte: „Das müßte ja kommen, ich habe das auch immer vorausgesehen. Heute arbeiten die nordamerikanischen Agenten in Brasilien mit Eifer daran, die durch die deutschen U-Boote entstandene Gefahr als eine Bedrohung der brasilianischen

Sicherheit darzustellen, um auf diese Weise Brasilien in den Krieg zu treiben.“

Die Zeitschrift gibt weiter eine sehr interessante Darstellung über die Kräfteverteilung im politischen Spiel der brasilianischen Hauptstadt und über die Rolle, die die beiden nordamerikanischen Waffenhändler, General Miller für die Armee und Oberstleutnant White für die Luftwaffe, spielen. Entsprechend den Auffassungen des U.S.A.-Kriegsministers versuchen Miller und White das Menschenmögliche, um nordamerikanische Truppen nach Brasilien bringen zu können. Die brasilianischen Gegenspieler, Kriegsminister Dutta, Generalstabschef Monteiro und Fliegergeneral Gomes, hielten sich an die Versprechungen, die Sumner Welles im Gegensatz zu der Politik des Washingtoner Kriegsministeriums in Rio de Janeiro gab, um seine diplomatischen Erfolge sicherzustellen. Dieser Erfolg seit mit folgenden Versprechungen bezahlt worden: „1. verpflichten sich die Vereinigten Staaten zur Herausgabe einer Hundert-Millionen-Dollar-Anleihe, 2. versprechen sie, die brasilianischen Handelsbedürfnisse vor den Wünschen aller anderen nichtkriegführenden Nationen zu befriedigen, 3. verpflichten sie sich, Waffen, Munition und Transportmittel zu liefern.“ Das Kriegsministerium in Washington wolle den dritten Punkt dieser Abmachungen nur dann ausführen, wenn Brasilien die Erlaubnis zur Landung nordamerikanischer Truppen gebe und habe den Waffenhändler in Rio de Janeiro entsprechende Anweisungen gegeben. Die Vereinigten Staaten wollten die gesamte Nordküste Brasiliens von Natal bis zur Grenze von Venezuela besetzen, weil sie diese Gebiete zur Sicherung der Zone des Panamalkanals unbedingt benötigten. Bis zum März habe Brasilien jedenfalls nur einige Schiffsflüge, in keinem Fall aber Bomber erhalten; denn die U.S.A.-Armee möchte ihre Bomber nicht in „unerfahrenen“ Hände geben. Anderes Kriegsmaterial, hauptsächlich Munition und Vorkraftstoffe, seien im Werte von zwei Millionen Dollar geliefert worden. Sieben Millionen Dollar wurden für den Bau von Flugfeldern ausgegeben. Die Vorkraftstoffe des Generals Miller und des Oberstleutnants White bei der brasilianischen Regierung, daß U.S.A.-Truppen für eine gemeinsame nordamerikanisch-brasilianische Verteidigung der „strategischen Gebiete von Brasilien“ entsandt werden sollten, wurden stets mit der Feststellung beantwortet: „Erst wenn wir versagen, könnt ihr kommen!“ Dieses Stimmungsbild aus Rio de Janeiro illustriert lebendig das panamerikanische Gefühl, das heute in Washington von Stapel gewaschen wird.

Zwei interessante Inseln

Von General der Artillerie Paul Haffé

Japan beherrscht den Pazifik und seine Ausgänge zum Indischen Ozean, auch wenn Port Darwin an der Nordspitze Australiens noch nicht in seiner Hand ist. Es besitzt im Indischen Ozean die westlichen Häfen Sumatras und Malakkas, es besitzt Rangun und Bassein in Burma und hat die Inselgruppen der Andamanen und Nikobaren besetzt, diese wertvollen Stützpunkte ganz besonders für Flugzeuge und U-Boote. Der Sprecher der japanischen Wehrmacht hat nachdrücklich auf die machtvolle japanische Flotte hingewiesen, die zu neuen Taten bereitsteht. Es ist kein Zweifel, daß ihr Tätigkeitsbereich zu einem Teil — und wahrscheinlich einem sehr bedeutsamen Teil — im Indischen Ozean liegen wird, wo sie im Meerbusen von Bengalen schon eine Verankerungsziffer von 180 000 Tons für sich buchen kann.

Die britischen Admirale und journalistischen Militärschriftsteller sind übereinstimmend voller Sorgen, daß eines der nächsten Ziele der Japaner die Insel Ceylon sein könnte, die von den Andamanen 1300 Kilometer entfernt liegt. „Mit dem Besitz Ceylons würde“, schreibt „Daily Express“, „Kalkutta isoliert werden und Lieferungen nach Burma und China müßten dann über Land von Bombay an die Fronten geschafft werden.“ Das heißt mit anderen Worten, der Golf von Bengalen und damit die Dittke Vorderindiens wären vom Seeverkehr abgesperrt. Aber das ist noch eine sehr optimistische Auffassung der britischen Lage. Denn auch der Seeverkehr an der Westküste Vorderindiens und damit auch der Hafen von Bombay würden unter der Einwirkung japanischer See- und Luftstreitkräfte von Ceylon aus lahmgelegt werden. Mehr noch: Der britisch-amerikanische Verkehr auch nach dem Persischen Golf und dem Golf von Aden würde ernstlich bedroht und gedroht werden. Das aber ist der Hauptweg für die Versorgung der britischen achten Armee in Ägypten und der neunten und zehnten in Vorderasien, deren Ergänzung und Ernährung dadurch auf das schwerste gefährdet wäre. Und auch die Sowjets würden einen nicht geringen Teil ihrer britisch-amerikanischen Zufuhr an Waffen und Munition und an den so dringend benötigten Lebensmitteln verlieren, die ihnen jetzt über den Persischen Golf zufließen. Es lohnt deshalb wohl, die Insel Ceylon etwas näher zu betrachten.

Ceylon liegt an der Südspitze Vorderindiens, wie eine Perle am Ohrgehänge einer schönen Frau. So hat ein britischer Dichter sich schwärmerisch ausgedrückt. Und Ceylon ist wirklich eine Perle; vielleicht die schönste, die England sein eigen nennt. Mit seinen 65 000 Quadratkilometern fast so groß wie Bayern, bewohnt von heute etwa sechs Millionen Singhalesen, Malaklingen und wenigen Weißen, war es zuerst portugiesischer, dann holländischer Besitz, bis das unerfährte England auch diese herrliche Insel sich gewaltsam aneignete. Das war im Jahre 1802. Damals war Ceylon fast ganz bewaldet, und England zog zunächst einmal reichen Gewinn aus den edlen Holzarten der unermesslichen Urwälder. Aber auch heute stehen genug undurchdringliche Dschungeln auf der Insel, noch heute gibt es in ihnen Leoparden, Elefanten und Büffel. Aber die gerodeten Teile bieten Raum für noch wertvollere Kulturen. In den tiefer gelegenen Teilen der Küstengebiete gedeihen bei tropischem Klima Kakaos, Gummi, Kokospalmen und viele andere wertvolle Gewächse, in den höheren Lagen des zentralen Ceylons der weltberühmte Ceylon-Tee, der allein schon Ceylon zu einem für England hochrentablen Besitz macht.

Die Insel ist durchzogen von einer großen Zahl moderner Autostrassen. Sie besitzt zwei erstklassige Häfen, im Südwesten Colombo und im Nordosten Trincomali, von denen besonders der letztere zu einem starken Stützpunkt für Kriegsmarine und Luftwaffe mit allen modernsten Einrichtungen ausgestattet ist. Daneben gibt es einige kleinere Häfen und Buchten, die sich zu U-Boot-Verstecken eignen. So ist Ceylon durchaus in der Lage, einem japanischen Angriff kraftvollen Widerstand entgegenzusetzen, zumal zwei britische Schlachtschiffe und zwei Flugzeugträger zur Verstärkung der britischen Seemacht von der Heimat nach dem Indischen Ozean in Marich gefest sein sollen. Die bisher immer und überall, haben auch auf Ceylon die britischen Ueberlegungen und Dispositionen für die Verteidigung reichlich spät eingelegt. Als erstes und offenbar für ihn wichtigstes hat der britische Gouverneur seinen Amtssitz Colombo verlassen und sein neues Hauptquartier irgendwo in dem hochgelegenen Innern aufgeschlagen. Er hat den Einwohnern ein Bild der drohenden Möglichkeiten gemalt und sie aufgefordert, zusammen mit der Armee aus Leibeshäften die Verteidigungswerke der Insel zu vervollständigen. Die Singhalesen Ceylons sind friedfertige Menschen, die ihren Gebieten bisher kaum Schwierigkeiten gemacht haben. Aber der Antrag des Gouverneurs auf Einführung militärischen Zwangs dienste ist von ihnen in der Sitzung des Staatsrates mit 22 gegen 17 Stimmen abgelehnt worden. Danach scheint es, als ob die Briten auch bei diesen Unternehmungen eine Enttäufung erleben und als ob auch hier die Japaner nicht als Feinde, sondern

als Erbsen befruchtet werden würden.
Die zweite Insel, deren Name jetzt häufiger als früher in der Presse auftaucht, ist Madagaskar an der Ostküste Afrikas. Sie ist seit etwa 800 Jahren französisches Interessengebiet. Aber erst 1896 wurde sie von Frankreich gewaltsam annektiert, im folgenden Jahr die Königin Ranavalona entthront und die Insel zur Kolonie erklärt. Madagaskar ist größer als das französische Mutterland, hat tropisches Klima, ist im Innern gebirgig und mit zum Teil edlen Holzern urwaldmäßig bestanden, an den Rändern überaus fruchtbar. Es gedeihen alle tropischen Kulturen, wie Kaffee, Gewürze, Zuckerrohr, feiner Baumwolle und Reis. Berühmt aber ist Madagaskar durch seine Vanille, die vierfünftel des Weltbedarfs deckt. Auf den steppartigen Hochebenen gedeiht Vieh und bildet einen ertragreichen Ausfuhrartikel. Auch Gold und vielerlei Edelsteine finden sich auf der Insel. Die Einwohnerzahl der Insel beläuft sich auf nur etwa 9 1/2 Millionen Menschen, darunter malaisische. Auch in ihrer Tierwelt gehört sie zu den reichsten. Auch in ihrer Tierwelt gehört sie zu den reichsten. Auch in ihrer Tierwelt gehört sie zu den reichsten.

Politisch hat Madagaskar bisher kaum eine Rolle gespielt. Die großen Mächte der Seefahrt beherrschten es nicht. Das ist nun anders geworden, seit das Mittelmeer und der Suezkanal für den Durchgangsverkehr gesperrt sind, und die Versorgung von England und den Vereinigten Staaten aus nach dem Osten Oken wieder um das Kap herumführt. Die Bedeutung Madagaskars wird sich noch steigern, wenn erst die japanische Seemacht den Indischen Ozean unsicher macht, und die britischen und nordamerikanischen Frachter gezwungen sind, sich an der ostafrikanischen Küste entlang zu schleichen. Dann würde Madagaskar eine bedeutungsvolle Stützpunkt für die Alliierten zum Schutz ihres Verkehrs nach dem Osten und dem Persischen Golf sein können, wenn es nicht den Franzosen gehörte. Mit Roosevelt, der schon lange ein begehrt Auge auf Afrika geworfen hat, hat die Nachricht verbreitet lassen, daß die Japaner sich der großen Insel bemächtigen wollten. Aber das ist natürlich nur ein Vorwand, um seine eigenen Offiziationsgelenke zu begründen, die das Ziel haben, den gefährlichen werdenden Seeweg zum Golf von Aden und zum Persischen Golf durch einen Stützpunkt, wie ihn Madagaskar bietet, zu sichern. Die Insel hat mehrere gute Häfen, einer derselben, Diego Suarez, besitzt auch einige Befestigungen. So wird Frankreich diese wertvolle Insel sicher nicht widerstandslos in die Hände der U.S.A. fallen lassen, wenn Roosevelt wirklich ernst mit seinen Ambitionen auf Madagaskar machen sollte.

Aus Straßen und Wegen wurden Moräste

Ungeheure Leistungen der Versorgungstruppen

Berlin, 15. April. Die Angriffs- und Abwehrkämpfe an der Ostfront werden von den Wasser- und Schlammpfannen, die durch die Schneeschmelze entstanden sind, immer stärker beeinflusst. Diese Straßen und Wege sind noch mehr, als es im Spätherbst der Fall war, in Moräste verwandelt. Die kleinen Straßengräben und angränzenden Acker sind überflutet, weil der tieferere Boden das Schmelzwasser noch nicht verdicken läßt. Jedes Abweichen von den zerfahrenen Fahrwegen, die von Vortruppen in Tag- und Nacharbeit mit Steinaufschüttungen und Anpflanzungen immer wieder befestigt werden, führt zum Verlust von Fahrzeugen, Material und Pferden. Kettenfahrzeuge sind zum Abschleppdienst und zum Transport wichtiger Nachschubgüter eingesetzt. Wenn dennoch der deutsche Nachschub in Ordnung ist, so ist das eine nicht hoch genug einzuschätzende Leistung der Versorgungstruppen.

Bei einem deutschen Angriffsunternehmen im Süden des mittleren Frontabschnitts war es die Aufgabe der Munitionskräfte einer Infanterie-Division, angeforderte Munition zu dem Bereitstellungsraum einer Sturmgeschützbrigade, die den Vorstoß der Infanterie unterstützen sollte, zu bringen. Obwohl zur Bewältigung des Anmarsches nur wenige Abend- und Nachstunden zur Verfügung standen, wurde der Befehl dadurch zügig erfüllt, daß die Munition je nach den Wegeverhältnissen mehrmals von Zugmaschinen auf Pferdewagen und dann wieder auf Lastkraftwagen umgeladen wurde. „In einer kleinen Kalmulde schoben es gänzlich unmaßig zu sein, weiterzukommen. Einige Pferde saßen bis über die Brust im tiefen schwarzen Schlamm und noch angefahren, und langsam schoben sie mit samt den Fahrzeugen abwärts zu wollen“, erzählte der Kolonnenführer. „Wir schoben Bäume ab und stützten Pferde und Fahrzeuge. Aber dennoch mußten wir, ohne helfen zu können, zusehen, wie einige Versuchungen im Schlamm versanken und ertranken. Schade um unsere treuen Pferde. Aber was tun? Die Munition muß nach vorn. Am anderen Ende des Tagrundes stand auf einem festen Straßenschnitt eine Lastkraftwagenkolonne, die unsere Munition weiterfahren sollte. Aus Schmittholz, das am nahen Waldrand lag, legten wir einen Trampelpfad über den Morast. Alle Männer griffen zu, und wir trugen dann Mann für Mann oft bis an die Brust im Wasser, einen Geschloßkorb nach dem anderen zu den wartenden Lastkraftwagen. Vollkommen verschlammte und durchnäscht schafften wir es. Die Munition kam an der befohlenen Stelle an. Die Truppen konnten unter dem Schutz der Sturmgeschütze ihren Angriff durchführen.“

Italienisches U-Boot versenkte 48 000 BRT

Rom, 14. April. Der italienische Wehrmachtbericht vom Dienstag hat folgenden Wortlaut: Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt: In der Geyra-Maia wurden starke feindliche Kolonnen, unterstützt von Panzerfahrzeugen und Artillerie, nach lebhaftem Kampf zurückgeworfen. Sieben Panzerwagen und zahlreiche Kraftfahrzeuge wurden zerstört, zwei Offiziere und eine Anzahl Mannschaften gefangen genommen. Der Gegner, der auch spürbare Verluste an Toten und Verwunden erlitten hatte, zog sich in Unordnung zurück.

Bombenangriffe der Luftwaffe gegen Kriegsziele auf Malta, welches zu wiederholten Malen heftig bombardiert wurde, wurden fortgesetzt. Deutsche italienische Flugzeugverbände griffen erfolgreich die Hafenanlagen von Micaea, Salfar, Luta und Gudia an und beschädigten zahlreiche Flugzeuge am Boden schwer.

Ein Unterseeboot, welches unter dem Kommando von Korvettenkapitän Emilio Di Vieri im Atlantik operierte, versenkte mit zwei Schiffen und drei Tankern insgesamt 48 000 BRT Schiffsraum versenkt zu haben.

Niko Clausen, der Kämpfer von Guayana

Mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet — Aluminium, Autos, Reifen und Oel gingen auf Tiefe

Von Kriegsberichterstatter R. Emil Weiß

(P.N.) im April. Unter den erfolgreichen Amerika-Fahrern, die vom Führer mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet wurden, befindet sich nun auch Kapitänleutnant Niko Clausen, der Kommandant von „U... westwärts D.“ 39 000 BRT wertvollen Frachtraums nebst Ladung verlor Roosevelt allein durch dieses eine deutsche U-Boot, dem es außerdem gelungen ist, die Zufuhr von Bauxit nach Nordamerika empfindlich zu stören. Seit dem Ausfall der europäischen und asiatischen Bauxit-Lieferungen ist ja die nordamerikanische Aluminium-Industrie ganz von Holländisch- und Britisch-Guayana an der Nordküste Südamerikas abhängig. Kein Wunder, daß Roosevelt den Seeweg dorthin besonders schützte. „German Submarine“ — deutsche Unterseeboote — können die Kuppelbrücke über der „Bauxit-Strasse“ Tag für Tag; und Flugzeuge kreisen unaufhörlich. Ein Jagdflugzeug, das eines Tages an das U-Boot des Kapitänleutnants Clausen heranfeuerte, konnte einige

Treffer am Turm

erzielen, mehr zu erreichen gelang den Amerikanern nicht, da deutsche U-Boote fester gebaut sind, als man jenseits des Atlantik glaubt.

Trotz aller Warnrufe im Netzer, trotz allen Jodelns der feindlichen Schiffe, brachte der Kommandant sein U-Boot bis auf wenige hundert Meter an den ersten beladenen Frachter heran. Der U-Boot lag los, traf aber sein Ziel eher als berechnet, der Frachter war bei seinen Ausweichversuchen direkt auf das U-Boot zugelaufen. Eine gewaltige Sprengkugel ging am Hinterkopf hoch. Die Trümmer flogen in gefährlicher Zahl und Größe auf das U-Boot zu. Bevor noch festgelegt werden konnte, daß das U-Boot keine Beschädigungen erlitten hatte, war der Frachter Nr. 1 im Bach versenkt von Niko Clausen. Ebenso schnell ging es einige Tage später mit Nr. 2. Ein U-Boot traf diesen von der U.S.A.-Aluminium-Industrie sicher sehr schmerzhaft erwarteten Frachter unter dem vorderen Mast und bewirkte ein Auseinanderbrechen des Schiffes. Durch die hohe Fahrt, die dieser 6000-Tonner in den nächsten Sekunden noch hatte, sowie durch die Veränderung der Lage, ergab sich für den Kommandanten und seinen 1. W.D. ein merkwürdiger Anblick.

der Frachter tauchte wie ein U-Boot

schräg nach vorn in 24 Sekunden weg. Die Kanone am Heck, mit der die U.S.A.-Marine den Frachter schenken wollte, wirkte bei einem solchen sekunden-schnellen Untergang etwas komisch.

Nach während Kapitänleutnant Clausen im Mondlicht die Untergangsstelle betrachtete, meldete der Ausguck Schatten voraus. Also nochmals ein nächstlicher Anlauf, wie er nur dank der hervorragenden Ausbildung unserer feindlichen Personal-Erfolge verspricht. Das Herankommen an diesen Frachter war dann auch eine Glanzleistung des Kommandanten Kapitänleutnant Clausen und seiner Männer auf der Brücke. Nicht wie Ratten vielst auf, geradewegs darauflos, sondern sechs Stunden lang ein mühsames Vordrängeln. Jede Welle, die sich vor den Mond schob, ausnützend, bis endlich nach sechs mal schätzungsweise eine große Welle den unbemerkten Torpedoschiff erndigte, der den Dampfer unter Wasser explodieren ließ.

Wie oft glaubte der Kommandant in jenen sechs Stunden die richtige Schußposition zu haben, doch ebenso oft dachte der Frachter oder die Welle weg. Ein Pech, das gerade dieser Kommandant

Große Anzahl von Ortschaften im Mittelabschnitt genommen

Aus dem Führer-Hauptquartier, 14. April. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Auf der Halbinsel Kertich und im Dones-Gebiet fanden an der Ostfront die schwächeren feindlichen Kräfte keine wesentlichen Kampfhandlungen statt.

Deutsche Kampftruppen besetzten in einem Sektor der Kaukasus-Küste einen großen sowjetischen Tanker durch Bombentreffer.

Im mittleren Abschnitt der Ostfront wurde bei erfolgreichem eigenen Angriffshandlungen eine große Anzahl von Ortschaften genommen. An einzelnen Stellen wurden größere, von Panzern unterstützte Angriffe des Feindes abgelehnt.

Im nördlichen Frontabschnitt wurde eine Kräftegruppe des Feindes eingeschlossen und vernichtet.

In der Zeit vom 9. bis 13. April wurden an der Ostfront 175 feindliche Panzer abgeschossen.

Wie bereits durch Sondermeldung bekanntgegeben, griffen deutsche Unterseeboote im Nordmeer einen aus Murmansk ausgelaufenen Geleitzug an und versenkten zwei amerikanische Transporter mit zusammen 12 000 BRT, von denen einer bereits durch Bomben deutscher Flugzeuge beschädigt worden war. Kampftruppen versenkten aus demselben Geleitzug einen Tanker von 4000 BRT und beschädigten ein großes Handelschiff so schwer, daß mit seinem Verlust gerechnet werden muß.

Im Atlantik versenkten Unterseeboote 12 feindliche Handelschiffe mit zusammen 104 000 BRT. Fast alle diese Schiffe, unter denen sich sieben große Tanker befanden, wurden unmittelbar unter der amerikanischen Ostküste versenkt.

In Nordafrika wurden Vorkämpfer britischer Kampfgruppen abgewiesen und im Nachhinein dem Gegner erhebliche Verluste angefügt. Sieben Panzerkampfwagen und anderes Kriegsgesetz wurden vernichtet oder erbeutet. In der Marmarica wurden britische Kraftfahrzeuge-Ansammlungen und ein Flugplatz bombardiert. Die Angriffe auf militärische Anlagen der Insel Malta wurden bei Tag und Nacht fortgesetzt.

Leichte Kampftruppen griffen am Tage Hafenanlagen und Versorgungs-Einrichtungen an der englischen Südküste erfolgreich mit Bomben an und zerstörten eine Fabrikanlage. In der vergangenen Nacht bombardierten Verbände schwerer deutscher Kampftruppen einen versorgungswichtigen Hafen an der Gumber-Wandung mit guter Wirkung.

hatte? Nein! Auf der unendlichen Weite des Atlantik, im Operationsgebiet der deutschen U-Boote zwischen Neufundland und Guayana mag sich in dieser gleichen Nacht das gleiche Ungeheuer an den Gegner dazumal abgepielt haben. Es ist schon ein glücklicher Zufall, wenn ein feindlicher Dampfer

direkt auf ein U-Boot zuläuft.

So ein Glück hatte Kapitänleutnant Clausen im weiteren Verlauf seiner Ritterkreuzfahrt, und selbst diesem Zufall gingen allerlei Schwierigkeiten voraus. Nach siebenstündigem Vordrängeln bei Tage hatte er einen mittelgroßen Frachter, von dem Anfangs nur die Mastspitzen auszumachen waren, endlich im Sehrohr. Starker Seegang ließ jedoch den Gegner das Sehrohr und vielleicht auch das ganze Boot bemerken. Bevor noch der U-Boot ziel-festherausgeschossen werden konnte, war von dem etwa 6000 BRT. großen Frachter nichts mehr zu sehen. Dem Kommandanten tropfte der Schweiß von der Stirn. Er schlopfte, fluchte und nahm sich fest vor, den Brocken nicht entweichen zu lassen. Also aufstehen! Der Kommandant mit seinen drei besten Ausguckmännern auf der Brücke. Und wieder zeigte der Frachter in weiter Ferne nur seine Mastspitzen! Die Möglichkeit, nochmals an ihn heranzukommen, schien ausgeschlossen. Schade um diesen Fang! Betrübte sehen sich vier Augenpaare auf der Brücke an, doch wenige Minuten später kommt dieser scheinbar hoffnungslose Fall wieder näher, feuert direkt auf das U-Boot zu, das nun rasch wegtaucht und ihm auf ein paar hundert Meter Entfernung gleich zwei Male in den Bauch jagt, deren Wirkung nichts zu wünschen übrig ließ! Die Frage, warum der mit Autos, Reifen und Oel beladene U.S.A.-Frachter nach seinem Entkommen dem U-Boot direkt vor die Torpedoröhre lief, fand bald ihre Verantwortung. Der Kapitän des Frachters hatte sich wohl gesagt: „Du siehst Gespenster, in dieser Gegend war bisher noch nie ein deutsches U-Boot gemeldet, wozu eigentlich all das? Also weiter!“ Und so lief er direkt in die deutschen Torpedos.

Als das U-Boot nach dem Untergang dieser Roosevelt-Sendung für Britisch-Indien auftauchte, fand es, in einem großen Ozean treibend, ein paar Autopolster, Reifen und Holz. Die Insassen der Rettungsboote gaben unseren U-Boot-Männern sehr zu denken: neben dem Kapitän des Frachters ein

tolles Gemisch von Negern, Chinesen, Indios

und europäischen Verbrechertypen. Die Nordamerikaner sind nach Aussagen jenes Frachterkapitäns schon vielfach auf solches Sammelsurium von Schiffbesatzungen angewiesen. Sogleich nahmen sie ihnen die Radioapparate weg, damit sie nichts über die Tätigkeit unserer U-Boote hören und ruhig bleiben.

Umso mehr hätten die deutschen U-Bootmänner an ihren Häuptern, die überall im U-Boot eingebaut sind und auf Ueberwasserfahrt Nachrichten und Musik aus der Heimat bringen. Eines Tages kam auf diesem Wege auch eine Nachricht zum U-Boot des Kapitänleutnants Clausen, die alle an Bord aufleben ließ: Der Führer hatte dem Kämpfer von Guayana, wie die Besatzung ihren Kommandanten nennt, das Ritterkreuz verliehen und damit den jüngsten Erfolg vor der amerikanischen Küste anerkannt, mit ihm aber auch die sieben langen Feindfahrten, auf denen Kapitänleutnant Niko Clausen als Kommandant dem Gegner schon schwerste Verluste zugefügt hatte.

Eine geringe Anzahl britischer Bomber verlor in der Nacht zum 14. April das nordwestdeutsche Küstengebiet anzufliegen; ein feindliches Flugzeug wurde abgeschossen.

Bei den Erfolgen im Atlantik zeichneten sich die Unterseeboote des Kapitänleutnants Gardegen und des Oberleutnants zur See Raffen besonders aus. Die Besatzung eines deutschen Flugzeuges, bestehend aus Oberfeldwebel Riß, Feldwebel Schaefer, Feldwebel Richter und Obergefreiter Hartmann, hat ungeachtet starker feindlicher Bodenabwehr einen wichtigen Auftrag über dem Kanal von Suez mit großem Schneid durchgeführt.

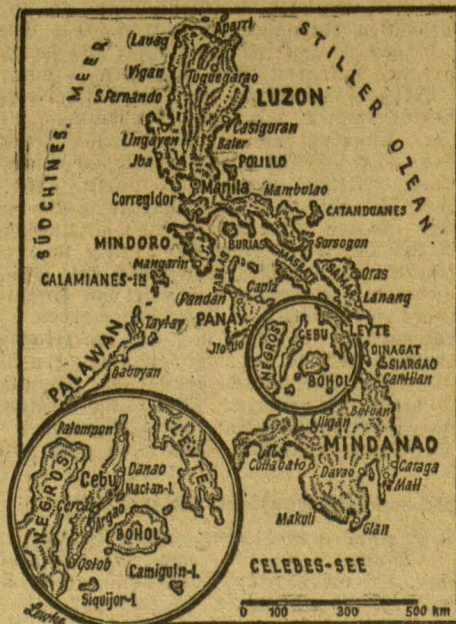
Sowjet-Gruppe bei Durchbruchversuch vernichtet

Berlin, 15. April. Nach den beim Oberkommando der Wehrmacht vorliegenden Meldungen verhielt sich die Schneeschmelze und die dadurch entstehende Verschlimmung vieler Kampfgebiete an der Ostfront bedeutendere Operationen. Nur dort, wo noch feste Straßen den Anmarsch und Nachschub ermöglichten, entwickelten sich größere Kampfhandlungen. So griffen die Sowjetmächte seit Tagen im Raum von Zuchnow die Stellungen einer deutschen Infanteriedivision mit stärkeren Kräften an. Allein am 12. April wurden hintereinander 13 von starkem Artilleriefeuer unterstützte feindliche Angriffe abgewiesen. Ebenso wurde im Raum westlich von Medyn ein feindlicher Vorstoß, der von starkem Artilleriefeuer vorbereitet war, durch einen sofort einsetzenden Gegenstoß deutscher Verbände erschlagen und zersprengt, wobei der Gegner außer hohen blutigen Verlusten zahlreiche Gefangene, unter ihnen auch den Regimentskommandeur das angreifende Schützenregiment, verlor. In einem anderen Kampfabschnitt versuchten Teile einer von allen Seiten eingekreisten feindlichen Gruppe sich zwischen den deutschen Stützpunkten nach Osten zurückzuschlagen. Sofort eingeleitete Gegenmaßnahmen führten zur Vernichtung der eingeschlossenen Volksgenossen. Im nördlichen Abschnitt war es dem Gegner am 12. April gelungen, mit stärkeren Panzerunterstützung in einem seit Tagen hart umkämpften deutschen Stützpunkt einzudringen. Im sofort einsetzenden deutschen Gegenstoß, wobei deutsche Kampftruppen die Infanterie unterstützten, wurde der Ort dem Feinde wieder entzogen. Mehrere feindliche Panzer wurden vernichtet oder schwer beschädigt. Auch bei der Abwehr feindlicher Angriffe im Raum südlichwärts des Almen-Sees hatten die Volksgenossen hohe Verluste an Menschen und Panzern.

Kämpfende Presse

Von Bismarck stammt das Wort, daß die Völker letzten Endes die Fensterhebel bezahlen müssen, die von ihrer Presse eingeworfen werden. Das hat in den letzten Jahren seine graufige Bestätigung gefunden; ohne das verbrecherische Treiben einer verantwortungslosen Presse, die den falschen veränderten Begriff einer Freiheit mißbraucht, um Geld zu verdienen, wäre der Weltkrieg vielleicht niemals entstanden, wäre uns auch dieser Krieg erspart geblieben. Eine kleine Etappe von Kriegstreibern hat ihre Macht und ihr Geld mißbraucht, um Schreiberlinge aller Sprachen zu kaufen und durch sie eine Flut von Verleumdungen auszugießen, in deren trübem Schlamm zuletzt der Friede erstickte. Die Volksgewissen haben sich später einmal ein Verhängnis daraus gemacht, die Geheimnisse ihrer Pariser Botschafter zu veröffentlichen, und bei Heller und Pennig anzugeben, wie viel Millionen der tüchtige Journalist in die französischen Zeitungen investieren mußte, um sie den russischen Wünschen gefügig zu machen und die Völker in den Wahnsinn eines Krieges aus Angst vor den angeblichen Eroberungsplänen Deutschlands hineinzutreiben. Die damalige deutsche Regierung aber stand diesem Treiben hilflos gegenüber. Sie wollte ihre „Weltpolitik ohne Krieg“ machen, sie begriff die Gefahr nicht, die hier emporschloß, sie legte die Hände in den Schoß und stand dann plötzlich vor der Katastrophe. Es ist nicht zu viel gesagt, daß Deutschland den Krieg 1914 politisch und diplomatisch eigentlich schon verloren hatte, bevor er begann. Und nach den alten Rezepten, die damals so erfolgreich waren, haben unsere Feinde auch diesmal arbeiten wollen. Sie haben sich nur in der Gegenwart getäuscht. Sie haben nicht begriffen, daß inzwischen in den jungen Völkern Europas ein neuer Geist herangezogen war, der aus der Vergangenheit gelernt hatte und sich selbst gegen die Verleumdung unangreifbar zu machen verstand, der darüber hinaus aber auch die Mittel zur Gegenwehr zur Verfügung hatte. Aus diesen Ländern der nationalen Revolutionen heraus ist die „Union Nationaler Journalistenverbände“ geboren, die im vorigen Herbst in Wien gegründet, jetzt ihre erste Tagung in Venedig abgehalten hat und hier in vorbildlicher Weise die geistigen Fronten absteckt, die eine entartete versinkende Welt von dem neu emporkommenden Zeitalter trennen. Mit Erschütterung nur konnte man hören, wie hier von berufenen Zeugen aus den Ländern, die Opfer des demokratischen Presseverbrechens geworden waren, aus Norwegen, aus Holland und aus Prag, angeprangert wurde, mit welchen Unfauberkeiten auf pluto-krathe Beschreibungen hin käufliche Federn sich in den Dienst des Krieges zur Vernichtung der Völker gestellt hatten. Das schamloseste Beispiel, jener alte Deutschenfresser Wilhelm Steeb, der seine angebliche Ueberzeugung gegen 13 000 Pfund im halben Jahr — das sind 260 000 Mark! — an Venedig verschacherte. Er ist nur einer von unzähligen gewesen, die für Dollar, Pfund und Rubel zu haben waren und sich kein Gewissen daraus machten, Millionen zur Schlichtbank zu treiben, nur weil sie sich davon für ihre eigene Tasche ein großes Geschäft versprochen.

Und das nannten sie dann Pressefreiheit. Es war aber nur eine Pressefreiheit, die verantwortungslos zu den verbrecherischen Methoden griff, nur um sich selbst zu bereichern. Aber die Zeit für diese abenteuerten gewisslosen Schmaroger des Kapitalismus ist heute vorüber, ein unverwundlicher Gegensatz hat sich aufgetan zwischen ihnen und der Presse der jungen Völker, die sich als politischer und militärischer Kämpfer in dem großen Ringen um die künftige Freiheit eingeordnet und bewährt hat. Gewiß, auch wir haben die Freiheit auf unsere Fahne geschrieben, aber eine Freiheit im Sinne Nietzsche, gepaart mit Verantwortung und dem Pflichtbewußtsein gegenüber dem eigenen Volk. Der Journalismus, so wie wir ihn verstehen, ist kein Broterwerb, er ist Pflichterfüllung dem eigenen Volk und dem großen Ethos der Geschichte gegenüber. Wir kämpfen für die Wahrheit und damit zugleich für die Freiheit, für uns selbst es um den Dienst am Volk. In diesem Zeichen hat die deutsche Presse den Kampf gegen die gewissenlosen Lügner, die sich einem Churchill, Roosevelt und Stalin verschrieben, aufgenommen, sie führt in den Propagandaschlachten auf militärischem Gebiet, in der Heimat auf dem geistigen Kriegsschauplatz ihren Kampf und hat sich stark genug erwiesen, um die journalistischen Freiheiten der demokratischen Plutokratien aus dem Felde zu schlagen. Die Tagung der Union in Venedig war das beste Zeugnis dafür, wie stark diese neue Gemeinschaft der wirklich nationalen Presse geworden ist, die, geborsam dem kategorischen Imperativ nationaler Pflichterfüllung, stolz darauf ist, zu ihrem Teil am Siege und am Aufbau einer neuen besseren Welt mitwirken zu dürfen.



Weiteres Anrücken auf den Philippinen. Nach Meldungen aus Tokio haben die japanischen Truppen Landungen auf Cebu durchgeführt und sind bereits bis in den Mittelteil der Insel vorgestoßen. (Kartendienst Zander, M.)

Die Berge von Marrakesch / Von Colin Roth

Marrakesch, im April.

Um 5 Uhr zwanzig Minuten sind die tiefverschneiten Berge des Hohen Atlas der Stadt Marrakesch am nächsten. Wenn irgendwo, so gilt hier in Marokko das Wort, daß es nicht auf die Dinge selbst ankommt, sondern auf das Licht, in dem wir sie sehen. Die Berge des Hohen Atlas sind 60 Kilometer von Marrakesch entfernt. Das ist mit dem Maß gemessen. Aber obgleich das unweigerlich feststeht, sieht es wahr und wahrhaftig so aus, als ob sich mit dem Glanzschlag 12 die Berge aufmachten und auf die Stadt zuwanderten. Ja, das geht so weit, daß man jetzt keine Uhr mehr braucht, sondern bis Sonnenuntergang die Zeit ohne weiteres an der scheinbar größeren oder geringeren Entfernung der Bergkette von der Stadt ablesen kann.

Morgens, im frühesten Dämmern, wenn das Naben der Sonne erst von den Bergen geahnt wird, die mit sich lockendem Schlag von Palme zu Palme flattern, ist der Himmel noch grau in grau, mit feiner Zündung veratend, was er an Wundern birgt. Auch um halb acht, im Zwielicht, ruht noch ein dichter, beinahe wässriger Dunst über dem Horizont, an dem sich unklar und verschwommen die Berge abzeichnen. Säumt die Sonne um 9 Uhr mit ihrem Richte Blätter und Blüten, so malt sie auch bereits mit mehr Kraft die Umrandung der Wunderwelt am Himmel. Noch sind die Berge zwar verschleiert, als scheuten sie das grelle Licht der Sonne. Noch liegen sie weich und locker im Schoß des Firmaments. Erst um 10 Uhr haben sie so viel Kraft gefaßt, sich mit einem Auf von ihrem Hintergrund zu lösen.

Die Sonne liegt jetzt warm über den engen Gassen Marrakeschs. Man steht spät auf in diesem Lande, und erst um diese Zeit herum wird es vor dem Stadtor lebendig. Markttraber in leichtem Jackett, die Marktware in Körben neben dem Sattel. Der Dittori-Geher in kleinem Häuschen vor dem Tor hat viel zu tun, den Dufus für den Verkauf von jeder Ware einzubringen. Niemand hat Zeit, sich um das Panorama der Berge zu kümmern. Die Sonne scheint, wie jeden Tag um diese Jahreszeit, und wir sind hier nicht in Japan, wo Schönheit der Natur, sich täglich erneuernd, täglich und fröhlich von jedem einzelnen als Wunder Gottes empfunden wird.

So ist es 11 Uhr geworden, ohne daß wir es recht gemahnt, ohne daß wir so richtig beobachtet, wann eigentlich das Licht begann, seine stärksten Reflexe auf die Berge zu malen, so plötzlich ihnen, die vor einer Stunde noch flache, noch zweidimensional schienen, Körper und Perspektive gebend.

Der Saft, die Markttraber sind voll. Neben und Schlingengewächse bedecken sie, um im Sommer die Dörfer fernabzuhalten. So sind wir wie gebendet, als wir, wie aus dem Wald auf eine Lichtung, aus den beschatteten Gassen hinaus auf den freien Marktplatz treten. Die Sonne strahlt in goldenen Fluten auf ihn ein. Sie steht sich auf ihm, um sich von hier aus wie Wäde von Licht in die Seitenstrassen zu ergießen. Die Luft selbst scheint Licht zu sein. Fast körperlich umgibt es uns. Die zinnengeförmte Stadtmauer blendet weiß. Unwillkürlich schließt man die Augen, wie aus dem Gefühl heraus, sonst Gefahr zu laufen, in der Lichtflut zu ertrinken. Silberner und leuchtender aber als alles Weiß von Säulern und Mauern schimmert, himmlischen Kristallen gleich, die Eis- und Schneezadenwelt des Atlas. Jetzt versteht man, warum man das „Hohe Atlas“ sagt. Es ist, als hätten sich die Berge unter den wärmenden Strahlen der Sonne, pflanzen-gleich, von der Erde aufgerichtet. Viel, viel höher scheinen sie jetzt, als vor zwei Stunden, als vor einer.

Jetzt ist es 12 Uhr mittags. Die Kaufleute des Saft klettern aus ihren Läden, kleinen Räumen von je zwei Metern im Geviert und sperren den Eingang zur Straße mit einer Bretterwand zu. Auf dem Marktplatz bilden sich Gruppen hochender Händler, die im Kreisrund stehend, ihre Mahlzeit verzehren. Dann kommt die Zeit, wenn alles schläft, und auch die Berge, obwohl sie da sind, groß und mächtig, scheinen kumm und von der Zeit vergessen. Aber sie sind nicht müde um diese Stunde. Die Sonne ist hinter die Bergkette gewandert und hat sie vor sich hergeschoben, näher und näher auf die Stadt zu. Am Spätnachmittag ist sie am das Gebirge herum. Ihre Strahlen treffen es jetzt von Westen, und nunmehr arbeitet das Himmelsgefirn nicht nur mit Pinsel und Palette, sondern auch mit Meißel und Hammer. Es ist, als arbeite sie jetzt erst das Gebirge plastisch heraus.

Jetzt erst erkennen wir Höhen und Senken in allen Einzelheiten. Vor unseren Augen formt sich das 400 Meter hohe Massiv des Toubkal in der Majestät seiner tausend Faden und Grate. Der glühende Kristall des Dufameden baut sich vor unseren Augen auf wie der Palast der Schneefrau des Märchens. Und darüber der Himmel wie unter einer Glode aus schilblauem Glase geküßt. Im Garten singen die Amseln. Die Narzissen duften. In langem Zuge kommen die Frauen der Stadtmauer entlang, Krüge auf den Schultern. Sie bringen Wasser, das die trockene Ebene von Marrakesch dem Atlas dankt. In unterirdischen Kanälen wird das kostbare Naß von den Bergen ins Tal geleitet, um es vor den sengenden Strahlen der Sonne zu schützen.

Das heißt, um diese Tagesstunde senkt die Sonne nicht mehr. Dafür wird ihr Leuchten von Stunde zu Stunde, fast von Minute zu Minute intensiver. Dieses Leuchten scheint jedoch nicht von der sinkenden Sonne herzuführen, sondern aus den von ihr beschienenen Körpern zu kommen, die ihre Strahlen zurückwerfen. Wie von innen heraus scheint alles in einem unwahrscheinlich goldenen Glanze zu flammen. Das Gelb der Wallmauer, die noch in lüdenlosem Kranz die ganze Stadt umgibt, wandelt sich langsam in Gold. Sie erscheint wie hauchdünne Wachsmauer, hinter der hunderttausend Lichter brennen. Die Finnen, die sie krönen, gleichen einer Amberkette. Die Palmen, die sich über das alte Gemäuer erheben, haben ihre Webel in frische grüne Farbe getaucht. Die Blüten der Bougainvillea aber, die sich um die Stämme der Palmen ranken, sind funkelnder Amethyst.

Es ist jetzt 6 Uhr abends. Das letzte Licht liegt auf dem Atlas, und indem die Berge der Sonne entgleiten, scheinen sie, die eben der Stadt noch so bedenklich nahe waren, sich langsam wieder zurückzuziehen. Es sieht so aus, als könne die Sonne sich nicht mehr um das Gebirge bekümmern. Sie ist gerade mit ihrem Untergang beschäftigt, und wie eine große Schauspielerin hat sie genug damit zu tun, ihr letztes Auftreten so glorreich wie möglich zu gestalten. Der gesamte Himmel, der Westen wie der Osten, sind dazu aufgegeben. Eine ganze Skala von Rot und Orange überzieht Himmel und Höhen, beide in einem gewaltigen Aufblenden in eines verschmelzend. Jetzt haben die Berge kein Eigenleben mehr. Jetzt müssen wir nach Osten schauen, wo sich rötlicher Glanz über Dächer und Kuppeln breitet.

Zuerst ist es nur ein zartes Rosa, der Farbe der Federn des Flamingos gleich, das sich über die Stadt legt. Klar zeichnen sich die Webel der Palmen mit jedem einzelnen Blatt von rotorangenen Himmel ab. Die Stadtmauer prangt in purpurner Pracht. So flammendes Rot überzieht bald die Kuppel des Firmaments, das man plötzlich wieder die Berge sieht, die wir ganz vergessen hatten. Aber das sind jetzt keine weißen Bergkristalle mehr, auch kein Rosenquarz, das ist reinster Kobalt, von einem

Blau, wie es kaum die berühmte blaue Stunde der Südpole aufweist. Von einem Massiv der Berge kann man nicht mehr sprechen. Es ist, als wären den Bergen die Körper genommen, als schrumpften sie wieder ein zu zweidimensionaler Fläche, als lösten sie sich auf in dunkelblaues Wasser und lichtblaue Wolke.

Langsam und mählich steigt der rötliche Schein von den Kuppeln und Dächern himmelan, um einem opalisierenden Blau zu weichen, das der Atlas ausstrahlen scheint. Schon haben sich die unteren Stützwerke der Minaretts nicht mehr von einem roten, sondern von einem metallisch blauen Himmel ab. Die beiden Farben sind scharf von einander abgehebt. Ohne Übergang steht die eine neben, das heißt über der anderen. Die Sonne ist am Horizont verschwunden. Die Farbe Rot weicht zurück. Als verdränge die Erde mit ihrem metallischen Glanz das rote Gewebe der Leben wehenden Sonne, steigt und steigt die blaue Tönung. Das ganze Minarett steht schon vor Blau und nur noch die drei abgestuften goldenen Kugeln auf ihrer Spitze, die Erde, Sonne und Mond bedeuten, ragen in Rot.

Auch das ist gleich vorbei, und als ob dies das Zeichen gewesen wäre, auf das man gewartet, entzündet sich die Lichter auf den sieben Minaretts der Stadt, wie Sterne, die nacheinander aufgehen. Der Mezzain ruft zum Gebet. Auf den Dächern der Häuser sieht man Andächtige ihre Gebete verrichten, und als ob es ein Zeichen wäre, daß er es erhört, zündet jetzt der liebe Gott selbst seine Sterne am nächtlichen Himmel an.

finnische Korfu-Geschichten

Von unserem Korrespondenten Edvard Schaper

Helsinki, Anfang April.

Kein finnischer Soldat, der nicht an seinem „Korfu“, — dem für den Winter fest ausgebauten, halb in der Erde und halb über der Erde gelegenen Unterstand, mit viel Liebe hängt, wie der Rentner an dem Häuschen, das er sich mit allen Erparnissen seines langen Lebens gebaut hat. Was es heißen will, einen warmen, geschützten Unterschlupf in den winterlichen Wäldern der nördlichsten Ostfront zu haben, das weiß so richtig nur der, der hier einen Winter lang hat leben müssen.

Als der erste Schnee am Himmel hing, hatte man längs der ganzen Front: an der Karelschen Landenge vor Leningrad, von den Ufern des Sees und des Ladogasees bis hoch hinauf in die Seen-Engen zwischen Onega und Seesjärvi bei Karhumäki mit dem Bau der Korfuss angefangen, die von den deutschen Kameraden höher im Norden schon mit dem andruckschwollenen Wort „Bunker“ ausgegeben werden. Einen langen, dunklen, eisigen Winter hindurch hat man in ihnen gelebt; die Beschäftigung ist nicht ganz die gleiche geblieben, jedes Gehen und jedes Kommen war die Aufregung einer kleinen Familie. Jetzt aber, da der Wind zum ersten Male aus Westen weht, am Himmel lang ausgepönnenes, weißliches Fagelgewölbe die erste Wüderung über das unbarmherzige nackte Frost-Blau kleidet und der Sonnenschein tagsüber schon so warm ist, daß man gebendet von der ausgeschütteten Richtigkeits und ihrem Widerstreben auf dem Schnee mit geschlossenen Augen vor dem Korfu sitzen, rauchen und dem brummenden Wind in den Wäldern lauschen kann, während vorn in den Gräben und Postenlöchern die tägliche Arbeit in unregelmäßigen, einmal gebäut und ein ander Mal verschwindend kleinen Stößen des Feuerwechsels geleistet wird, jetzt betrachtet man

die dunkle Höhle des Korfuss, in die sich das halbe Lebens der Männer eingeschlossen hat, schon mit der Ahnung, daß nur wenigen hier in den Wäldern eine bleibende Stadt gebaut ist. Wie ein Bär zum Winterschlaf richtete man sich hier halb in und halb unter der Erde ein, aber auch die Bären trafen ja eines Tages weiter . . .

Mit einem Bären hatte auch die Geschichte dieses Korfuss angefangen. Damals standen hier zwischen den Bäumen am Ufer des Sees nur ein paar vorgeschobene Sicherungsposten, und keiner der Männer, die hier mit der Maschinenpistole im Anschlag, reglos und stumm wie ein Baumstamm, darauf warteten, ob die Sowjets von jenseits des Sees her etwas unternehmen würden, aus dem Mott herauszukommen, in dem sie saßen, hätte sich träumen lassen, daß er hier noch einmal einen ganzen Winter lang leben würde. Sie hatten sich nicht weiter viel umgesehen, sondern über den See gepößt, der vielleicht schon einen Mann tragen könnte. Kam „Iwan“ mit Booten, oder versuchte er auf der Flucht, den See zu umgehen?

Mit einem Mal hatte es in der Ferne zwischen den Bäumen geknack. Nicht so, wie ein Baum knackte, wenn der Wind ihn biegt, sondern nur so, wie ein am Boden liegender Zweig unter einem daraufgelebten Schritt knackend zerbricht. Und im Nu standen die Posten regungslos hinter den Bäumen, den Kolben der Pistole unter der Achsel. Es kam jemand. „Iwan“ mußte den See schon umgangen haben und sich vorfühlen, schneller, als man es erwarten konnte. Aber seine Patrouille stampfte wie eine Lokomotive durch den Wald! Das Raub raschelte, zurückgebogene Zweige schnellen pfeifend zurück, das Altwort prasselte . . . und nun, nun stand er da, dunkel, als wäre er bis an den Hals durchs Wasser gewatet.

Wasserspiele

Beinahe eine Kriminalgeschichte

Von Jo Hanns Röbler

Der Mann, der die leere Wohnung des Bruno Vandlinger unbesetzt am hellen Nachmittag betreten hatte, war keineswegs von den besten Absichten befeelt. Im Gegenteil, er hatte neben einer mit Einbruchswerkzeugen jeder Art gefüllten Handtasche zwei leere Säcke mit, die er bis zum Rand zu füllen beabsichtigte. Nachdem er sich im Arbeitszimmer vergeblich nach Schätzen umgesehen hatte, schritt er durch das Badezimmer, um im Schlafzimmer nach einer günstigen Gelegenheit Ausschau zu halten. Da sah er durch die Tür einen kleinen Stahlreor stehen. Er legte die schwere Tasche mit den Zangen und Stangen im Badezimmer nieder, um aus ihr einen Bund wohlgeschliffener Dietriche zu entnehmen. Plötzlich ging hinter ihm die Tür. Vor Schreck erstarnte der Einbrecher in seiner gebäutten Haltung, wobei er dem Eintretenden die volle Aufmerksamkeit zuwandte.

„Da find Sie ja endlich!“ ertönte hinter ihm eine tiefe Stimme. „Wie?“ „Ich habe eine Ewigkeit auf Sie gewartet.“ „Auf mich?“ „Freilich. Sie sind doch der Klempner?“ Der Einbrecher richtete sich überrascht auf. Er sah dem anderen freundlich ins Gesicht. „Freilich bin ich der Klempner“, sagte er schnell. „Das war auch höchste Zeit, daß Sie endlich kamen!“ „Ich konnte nicht früher!“ log der Einbrecher. Bruno Vandlinger machte eine Handbewegung. „Wissen Sie wenigstens, was Sie zu tun haben?“ fragte er.

„Nur unbekümmert, Herr! Wenn Sie es mir zeigen würden?“ Vandlinger trat zum Badesofen. „Da ist zunächst die Brause“, begann er, „wenn Sie unten warm aufbrechen, kommt oben kalt und unten warm und wenn Sie oben warm aufbrechen, kommt oben nichts und unten warm und wenn Sie oben warm aufbrechen, kommt oben kalt und unten kalt. Da habe, wer mag!“ „Das ist alles?“ Vandlinger schüttelte den Kopf. „Der Ablauf ist verstopft und der Zulauf ist verstopft, die Brause braucht quer durch das Zimmer und der Badesofen wackelt, wenn man Wasser läßt. Werden Sie das können?“

„Alles wird gemacht.“ „Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich zuschaue?“ „Gier wäre es mir, Herr, wenn . . .“ „Nein nein, ich bleibe“, erklärte Vandlinger bestimmt.

Seufzend machte sich der Einbrecher an die Arbeit. Was blieb ihm übrig? Hatte er nicht noch Glück im Unglück gehabt? Vieber eine Stunde arbeiten, als zwei Jahre fliegen! Und das Schloßhandwerk verstand er, wie es sich für einen zünftigen Einbrecher gehört. Er hob also den Badesofen vom Sockel herunter, nahm ihn auseinander, schaffte für zwei und bald konnte er wieder an die Aufstellung gehen. Nach drei Stunden war es geschafft. Der Den stand. Er wackelte nicht mehr, der Abfluß war frei, die Brause wohlklanggerichtet und wenn man warm aufdrehte, kam warm und wenn man kalt aufdrehte, kam kalt. Der Einbrecher packte sein Werkzeug zusammen, setzte die Mühe auf und brummte:

„Gutabend!“ „Wohin?“ fragte Vandlinger. „Nach Hause.“ „Unmöglich! Kommen Sie mit ins Kofett!“ „Es ist sechs Uhr, Herr! Meine Frau wartet mit dem Essen!“

Vandlinger ließ den Mann nicht los. „Ich habe mit dem Gegenteil oft noch viel länger warten müssen“, sagte er, „weil die Wasserleitung nicht in Ordnung ist. Wenn Sie nämlich hier ziehen und Sie ziehen ein wenig zu straff, dann schwappt es oben über und die ganze Soße kommt über den Kopf. Ziehen Sie aber zu langsam, dann macht es oben nur einen tiefen Seufzer, daß Sie sich erschrocken umdrehen, weil Sie denken, es ist noch einer im Kabinett, aber Wasser kommt keines.“

„Dann ziehen Sie doch normal, guter Herr!“ „Wenn ich normal ziehe und komme etwas nach rechts, fließt das Wasser mit einer solchen Gewalt in die Schüssel, daß es einen Meter hoch spritzt. Wenn das einer nicht weiß, kann er zu Tode erschrecken! Nein, man muß nicht zu langsam nach vorn links ziehen, ganz duse und zart, und bedächtig wieder auslassen. Ungesähr so schnell, als wie man den Hut wieder aufsetzt, wenn man eine Dame gegrüßt hat.“

„Dann ziehen Sie doch so!“ schrie der Einbrecher verzweifelt. „Ich ziehe schon so. Aber ich gebe ja nicht allein darauf! Man hat ja auch Gäste. Und wenn einmal einer falsch gezogen hat, dann renkt sich das wochenlang nicht wieder ein.“

Der Einbrecher schüttelte den Kopf. „Das ist weit hinein böse“, sagte er, „das ist Feinmechanikerarbeit.“

Ein ausgewachsener Bär stand mit einem Mal dort, wo die Posten den ersten Volkswesten erwarteten hatten: aufrecht auf zwei Beinen, unter einer unförmigen Traglast . . . und brach im nächsten Augenblick unter einer Serie aus zwei Maschinenpistolen mit einer taumelnden Halbkreisbewegung zusammen. Halb auf ihm, halb neben ihm lag ein gefallener Sowjetsoldat, den er auf seinen Schultern hierher geschleppt. Um diese Jahreszeit freuten die Bären auch in Ostkareliens Wäldern nicht so weit umher, daß sie nicht immer in der Nähe des Drees blieben, wo sie ihren Winterschlaf zu halten gedachten, und als seine Gesellschaft für die kurzen, hungrigen Pausen eines schlaftrunkenen Erwachens mußte der Bär sich seine Last ausgeliefert haben. Dabei aber, das mußten die Posten, lag der nächste Platz, an dem er sich den ewigen Schläfer geholt haben konnte, mehr als vier Kilometer von diesem Ort entfernt: Das Ziel des Bären konnte demnach auch nicht weit sein. Sie begannen, die Umgegend abzusuchen, und hatten auch bald das Quartier des Bären gefunden. Halb in und halb unter dem Wurzelgeflecht einer mächtigen Tanne lag die Höhle, in die er sich hatte zurückziehen wollen, und weil es ein ostkareliischer Bär war, hatte er es den Landesbewohnern an Geschicklichkeit im Umgang mit Holz beim Bauen gleich machen wollen. Er hatte sich einen geräumigen Korfu gebaut, sauber abgeputzt mit ein paar Baumstümpfen, den Boden mit Reisig belegt und die Wände gepolstert. Und der Befehl der Kompagnie wollte es so, daß die Posten sich ein paar Tage später selber hier ihren Winterforst zu bauen angingen, in dessen Ecken und Wäldern des ersten Tages an diesem Ort ein paar hantliche Bärenschinken eingingen, und in dessen Nachbarschaft das Grab eines unbekannten Sowjetsoldaten lag.

Gleitbomben und Raketenbomben

Hauptmann Karath berichtet über Gleitbomben und Raketenbomben in einem Aufsatz „Flugzeugmaschinen im Ausland“, der in den Wehrtechnischen Monatsheften veröffentlicht wird.

In dem Streben, den Bombenabwurf nach Möglichkeit ganz außerhalb der feindlichen Abwehr, ja außerhalb der Reichweite der Hochgeräte zu verlegen, sind „Gleitbomben“ in Vorschlag gebracht worden. Die mit Tragdecken versehene Gleitbombe wird in flacherer Entfernung ausgelöst, um nun ihren Weg in der Luft in einer lang gestreckten Wurfbahn mit langer Flugzeit fortzusetzen, während der Bomber selbst macht und sich der etwaigen Verfolgung durch die inzwischen alarmierten Jagdflugzeuge entzieht. Die Treffsicherheit mit derartigen Gleitbomben wäre verständlicherweise gering, ebenso die Durchschlagskraft. Ihre Verwendung käme höchstens gegen weniger widerstandsfähige, feste Ziele von großer Ausdehnung in Frage. Ein Vorteil der Gleitbomben wäre vielleicht der, daß sie sich an Bord leichter, schneller Flugzeuge, etwa der Einmannbomber, mitführen ließen, da sich ihr zusätzliches Gewicht durch den Auftrieb, den die Bombentragschirme verschaffen, ausgleicht.

Einen besonderen Erfolg verpricht man sich von Raketenbomben, die zweifellos durch den Raketenantrieb einen nicht unbedeutenden Zuwachs an Geschwindigkeit nach dem Abwurf im Sturzflug und damit eine Erhöhung der Durchschlagskraft und Treffsicherheit bei kürzester Fallzeit erfahren. Solche Bomben würden daher gegen schnell bewegliche Ziele wie Kampfwagen, Panzer, Schiffe, einzusetzen sein, bei denen es auf schnellste Wirkung ankommt, um dem Gegner ein Ausweichen unmöglich zu machen. Auch könnten sie ihrer gesteigerten Durchschlagskraft wegen gegen gepanzerte Ziele mit gutem Erfolg wirken.

„Das ist Klempnerarbeit!“ „Ich weiß, aber . . .“ „Sind Sie Klempner oder nicht?“ Der Einbrecher schaute verzweifelt auf und ging an die Arbeit. Zwei Stunden später war er fertig. „Gute Nacht!“ sagte er. „In der Küche ist noch die Wasserleitung zu richten.“

„Heute?“ „Natürlich heute“, erwiderte Vandlinger hartnäckig. „Ich komme morgen wieder.“ Vandlinger schüttelte den Kopf. „Den Spruch kennt man! Jetzt, wo Sie einmal da sind, kommen Sie mir nicht aus dem Haus, bevor Sie nicht die Wasserleitung in Ordnung gebracht haben.“

„Was fehlt denn an der Wasserleitung?“ „Die schließt, wie mit Kanonen“, erklärte Vandlinger, „wenn man sie aufdreht, da kann man drehen, wie weit man will, da kommt kein Tropfen Wasser. Wenn man sie aber zudreht, da hat man den Hahn in der Hand und das Wasser fließt rückwärts heraus wie aus einem Feuerwehrschranch.“

„Und da müssen Sie jedesmal in den Keller, um den Wasserhahn abzudrehen?“ „Wenn es nur dies wäre!“ schaute Vandlinger, „aber das ist noch eine uralte Wasserleitung, die mein Großvater selbst gebaut hat. Die ist an den Springbrunnen auf dem Goetheplatz angeschlossen.“

Er packte den Einbrecher am Arm und zog ihn hinter sich her in die Küche. Auch diese Arbeit ging vorüber. „Fertig?“ fragte Vandlinger. „Ja wohl, fertig.“ „Hände hoch!“

„Was denn? Was denn?“ „Hände hoch!“ schrie Vandlinger. Er hielt eine Pistole auf den Einbrecher gerichtet. Der Einbrecher hob die Hände auf. „Was soll denn das heißen?“ fließ er hervor. „Wer sind Sie?“

„Der Klempner!“ „Nein. Ein Einbrecher sind Sie! Glauben Sie, ich hätte nicht von Anfang an gewußt, was gespielt wird und wer Sie sind?“

„Aber warum haben Sie dann . . .?“ Vandlinger nickte zufrieden: „Warum sollte ich nicht die gute Gelegenheit benutzen? Seit über einem Jahre habe ich die Handwerker bestellt, jeden Tag hatten sie eine neue Ausrede. So waren Sie meine letzte Rettung, der einzige Weg in dieser Welt, meine kleinen Reparaturen gemacht zu bekommen.“

Memel, den 15. April

Verstärkter Kampf gegen Schleich- und Tauschhandel

Die neue Verordnung der Reichsregierung zur Ergänzung der Kriegswirtschaftsverordnung vom 25. März 1942 (Rgl. 1 S. 3. S. 147) hat die Möglichkeit zu einer verstärkten Bekämpfung des Tausch- und Schleichhandels geschaffen. Dabei ist insbesondere auch das Anbieten, Fordern oder Entgegennehmen von Tauschwaren oder Schmuggelgeldern durch Gewerbetreibende oder deren Gefolgschaftsmitglieder unter strengster Strafe gestellt. Der Reichsminister der Justiz hat durch eine allgemeine Verfügung vom 1. April 1942 (Deutsche Justiz S. 288) die Staatsanwaltschaften zu schärfstem Durchgreifen angewiesen.

Zu den neuen Strafbestimmungen heißt es in der Verfügung: Wer im Handel oder Gewerbe an Erzeugung und Umlauf der Güter mitzuwirken hat, die in der Kriegswirtschaft für den zivilen Bedarf zur Verfügung gestellt werden können, hat die denjenigen Verbraucher zu befriedigen, für deren Bedarf sie bestimmt sind. Keinesfalls darf er aus eigennützigen Gründen den Kauf der Ware stören. Er darf sie nicht zwecks Befriedigung eigener Wünsche zur Anlegung eines Sammlerlagers oder zu Tauschzwecken abzugeben noch zur Erlangung von Sonderpreisen im Schleichhandel abgeben. Wer im Gewerbe oder Beruf aus eigennützigen Gründen zu Tausch- oder Schleichhandel greift, entzieht sich der im Vorpruch der Kriegswirtschaftsverordnung ausgesprochenen Pflicht, die Fortführung eines geregelten Wirtschaftslebens zu gewährleisten, und verletzt die Treuhänderstellung, die ihm gegenüber der Allgemeinheit obliegt. Vor allem aber erschüttert er das Vertrauen in eine billige gleichmäßige Verteilung der vorhandenen Güter und stört die innere Front. Ebenso verwerflich ist es, wenn der Kaufmann oder sein Gefolgschaftsmitglied Schmuggelgeld entgegennimmt oder wenn ein Handwerker aus dem durch den Krieg entstandenen Mangel an Arbeitskräften ein Geschäft macht, indem er die eigene Leistung von der Zufuhr oder Gewährung von Sonderpreisen abhängig macht.

Die Ausstellung der Bescheinigungen zum Ankauf von Pflanzkartoffeln

Wie berichtet, erhalten die Inhaber von Schrebergärten und Kleingärten sowie alle anderen Volksgenossen, die Kartoffeln innerhalb der Stadt anbauen wollen, Pflanzkartoffeln gegen Vorlage einer Bescheinigung. Diese Bescheinigungen werden in der Geschäftsstelle des Reichsbundes deutscher Kleingärtner, die sich beim städtischen Gartenbauamt auf dem städtischen Friedhof befindet, und im Büro der städtischen Volksgärten, Friedhofstraße 1, ausgestellt. Während im Büro der städtischen Volksgärten Bescheinigungen zum Ankauf von Saatkartoffeln nur für Mitglieder des Siedlerbundes ausgestellt werden, erhalten beim städtischen Gartenbauamt auch solche städtischen Kartoffelanbauer Bescheinigungen, die nicht dem Kleingärtnerbund angehören. Die Ausgabe der Saatkartoffeln erfolgt allein bei der An- und Verkaufsgenossenschaft Kartoffeln im städtischen Speicherviertel an der Dange. Volksgenossen, die die Ausstellung einer solchen Bescheinigung bei den erwähnten Stellen beantragen, müssen eine Bescheinigung vom Hausbesitzer bzw. vom Verpächter des Landes beibringen, daß sie tatsächlich anbaufähiges Kartoffelland erhalten haben. Aus dieser Bescheinigung muß auch zu ersehen sein, wieviel Saatgut der betreffende städtische Kartoffelanbauer benötigt.

Chlorodont - verknappt?

Alle Artikel des täglichen Bedarfs sind verknappt, auch Chlorodont. Das ist natürlich. Die steigende Erkenntnis der Wichtigkeit richtiger Zahnpflege bewirkt erhöhte Nachfrage. Andererseits bringen die Bewirtschaftung der Rohstoffe und der Mangel an Arbeitskräften gewisse Einschränkungen. Die Belieferung aller Interessenten ist daher unmöglich. Chlorodont wird aber noch in so großen Mengen hergestellt, daß alle bisherigen Chlorodont-Freunde es in ihrem Sammelgeschäft zeitweilig erhalten werden.

Warum schweigt Lönne?

Roman von Edmund Sabott

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 35

Neuauflage: Nachdruck verboten

„Oh, es liegt mir nicht so viel an dem Prozeß“, sagte sie und wunderte sich, wie ruhig ihre Stimme plötzlich klang. „Ich möchte Ihnen nur endlich sagen, Herr Doktor, weshalb ich in Wahrheit nach Berlin gekommen bin und dem Prozeß beizuwohne.“

Er sah sie verständnislos an. „Nun, weshalb denn?“

„Weil ich vielleicht eine sehr wichtige Aussage machen kann.“

Genius richtete sich langsam auf, und sein Gesicht veränderte den Ausdruck. Er zeigte jetzt die wache und immer etwas misstrauische Spannung, die sie an ihm kannte, wenn er die Rolle trug.

„Was haben Sie denn auszusagen?“

Sie sah auf ihre gefalteten Hände nieder, weil sie fürchtete, sein Blick könnte sie verwirren, so daß er ihre Lüge durchschaute. „Sie erinnern sich, Herr Doktor, daß wir einmal davon sprachen, wie wichtig es sei, wenn man dem Gericht klarmachen könnte, daß Hartung einen triftigen Grund gehabt hat, sich das Leben zu nehmen.“

„Ja, kennen Sie einen solchen Grund?“

„Ich glaube es.“ „Was wissen Sie denn?“

„Das Hartung von einer Frau erpreßt wurde.“ Eine kurze Zeit lang sah Genius unbeweglich da. Dann stellte er die Frage, die Charlotte am meisten fürchtete: „Warum kommen Sie damit erst jetzt?“

Sie hatte ihre Antwort jedoch bereits. „Weil ich eine kindliche Furcht vor dem Gericht habe, vor Zeugnisaussage und Eid. Ihnen ist das alles all-

Jeder Memeler Haushalt gab 11.50 RM

Das neue Rekordergebnis der RWHW-Sammlung der DAF

Die 7. und letzte Reichsstraßensammlung des Kriegs-Winterhilfswerks 1941/42 hat, was Kreisobmann Wehler in seinen Ansprachen während der Wunschkonzerte bereits ankündigte, in Memel ein neues Rekordergebnis erringt. In der Stadt sind der Betrag von RM 143 269,67 und im Landkreis RM 9 996,92 gespendet worden. Insgesamt ist also in Stadt und Land das großartige Ergebnis von RM 153 266,59 aufgebracht worden. Damit ist die Rekordserie der Memeler RWHW-Sammlungen sehr erfolgreich fortgesetzt worden. Mitte Februar wurden zum Tag der Deutschen Polizei bekanntlich zum ersten Male in Memel die 100 000-RM-Grenze mit 104 477,14 RM überschritten. Der Tag der Deutschen Wehrmacht brachte Mitte März die beträchtliche Erhöhung auf 127 299,61 RM und nun ist sogar dieses letzte Ergebnis in Memel um fast 20 000 RM übertroffen worden. Was dieser Sammelrekord der Deutschen Arbeitsfront in Höhe von 143 269,67 RM bedeutet, wird erst so recht klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Memel nur über 12 484 Haushalte verfügt. Auf jeden Haushalt entfällt also eine Summe von rund 11,50 RM.

Diese mühevollen Zahlen sind sehr berechtigt, unerschöpfliche Zeugen einer Spenderfreudigkeit, die ihresgleichen suchen dürfte. In diesen Zahlen spiegelt sich nicht nur die prachtvolle Einfühlungsvermögen der gesamten Memeler Bevölkerung, sondern vor allem auch die Gewißheit wider, daß jeder von uns

Memelern in der Heimat genau weiß, was er unseren Soldaten an der Front und ihrer vorbildlichen Opferbereitschaft schuldig ist, und daß wir alle aus begeistertem Herzen unsere Spende gegeben haben, weil wir die unergründliche Gewißheit in uns tragen, daß der Sieg unser sein wird. Das aber aus großartiger Ergebenheit der letzten RWHW-Sammlung dieses Winters war aber auch nur möglich durch den reiflichen Einsatz der Deutschen Arbeitsfront; sie kann auf diesen Erfolg, und wir alle mit ihr, mit berechtigtem Stolz blicken. Es ist wirklich so, wie Kreisobmann Wehler auf dem Wunschkonzert sagte: „Das soll uns erst mal einer nachmachen!“

Die RWHW-Patenkinder, die aus den eingegangenen Spenden bezahlt werden, sind, wie bereits gemeldet, zwei Kinder, zwei gesunde, stramme Jungen, die am 22. März, dem Befreiungstage des Memelgebietes, geboren wurden. Das erste dieser beiden Glückskinder, das 20 Minuten vor seinem „Rivalen“ das Licht der Welt erblickte, ist der Sohn des Kraftfahrers Koller aus Schmela, Mühlenortstraße 79b; er erhielt außer einem Sparschweinbuch über 250 RM, die von der Firma Danzer & Co. gespendete Prachtwaage mit kompletter Ausstattung. Der zweite ist ein Sohn des Arbeiters Lepetit, Memel, Schwannstraße 6; er wurde mit einem Sparschweinbuch im Betrage von 250 RM bezahlt.

Das Wasser fällt im ganzen Memel-Stromgebiet

Nach dem am Mittwoch früh aus den Hochwasser-gebieten eingetroffenen Wasserstandsberichten ist das Wasser im ganzen Stromgebiet der Memel gefallen. Infolgedessen läßt sich die Katastrophengefahr für die am Memelstrom und dessen Nebenflüssen liegenden Dörfer nach.

Litke und seine Umgebung hatten in der Nacht zum Dienstag den höchsten Wasserstand, den diese Stadt je erlebt hat. Im litischen Vorort am Montagabend neben den bereits überfluteten Straßen noch eine ganze Anzahl weiterer niedrigergelegener Straßen unter Wasser, so daß die Fußgänger sich gezwungen sahen, die Straßen zu verlassen. Ein Teil der Einwohner dieser Straßen mußten oft nur unter Umgehung der notwendigen Kleidung aus ihren Wohnungen, in die das Wasser schnell einzudringen begann, flüchten.

Noch trostloser sah es um diese Zeit in Liebermühl aus, wo die Häuser oft bis zur Hälfte unter Wasser standen. Vorgekommene der Feuerhubschiffahrt und der technischen Notfälle sowie der Wehrmacht wurden eingeleitet, um das Rettungsnetz zu leiten. Aber auch aus dem übrigen Memel kamen Hilferufe, denn dort sah es noch weit schlimmer aus. Auf der Märlener Chaussee stand das Wasser stellenweise so hoch, daß es den Pferden bis an den Bauch ging.

Auch im Unterlauf der Memel war in diesem Jahr das Wasser sehr hoch. Nicht überall haben die Deiche im Eindeichungsgebiet dem mit großer Wucht herankommenden Wasser und Eis standhalten können. In Schwielich I ist der neue Deich gebrochen. Die Deiche im Unterlauf des Amstahns sind ebenfalls zum Teil gebrochen. In der Nacht zum Dienstag den höchsten Wasserstand. Er lag nur um einige Zentimeter niedriger als im Katastrophenjahr 1888. Im Laufe des Dienstag wurde auch die Straße Ruff-Hendekrug unter Wasser gesetzt. Ebenso in Bismarck wie in den anliegenden Dörfern hatte das Wasser eine beträchtliche Höhe erreicht. Am Dienstag nachmittag setzte starker Eisgang ein, da die starke Eisverfestung vor der Insel Rageningken, die Stromauf bis hinter Schaumellen reichte, in Bewegung kam. Damit der angedrückte Eisbrecherarbeiten im Mündungsgebiet konnte das Eis ziemlich ungehindert in das Haff abschwimmen.

Der Memelstrom ist jetzt zum größten Teil eisfrei. Nur bei Schanzengraben hatte sich noch am Mittwoch vormittag eine Eisverfestung gebildet. Die Eisbrecher sind jedoch dabei, diese Eisverfestung zu beseitigen, damit das Wasser wieder ungehindert abfließen kann. Oberhalb von Rauskas hat sich das Eis, wo es bisher noch in Winterlage war,

gelöst. Im Laufe des Mittwoch nachmittag dürfte das herunterkommende Eis Schmaleningen erreichen.

Auch Hendekrug hatte in den letzten Tagen einen hohen Wasserstand. In der Nacht zum Dienstag stieg das Wasser so stark, daß schon in den frühen Morgenstunden der Fischmarkt in Hendekrug überflutet wurde. Der große Park im Siedelbogen vor dem Gefängnisamt stand zum größten Teil unter Wasser, und in den Häusern am Fischmarkt und in der Nähe des Hafens war das Wasser bereits in einige Wohnungen und Ställe eingedrungen. Hinter der neuen Volkerei hatte die Flut bereits die nach Memel führende Hauptstraße erreicht. Seit Mittwoch früh ist auch hier das Wasser überall zurückgegangen. Der Fischmarkt ist wieder fast wasserfrei und auch aus den Wohnungen in der Nähe des Hafens hat sich das Wasser wieder verzogen. Das unmittelbar an den westlichen Teil von Hendekrug grenzende Wiesenfeld bildet jedoch nach wie vor einen großen See, aus dem nur die Wiesenwege und die Weiden und Sträucher heraustragen, die die Wiesenwege säumen.

Da die Witterung günstig ist, kann mit Sicherheit angenommen werden, daß das Frühjahrshochwasser so gut wie überwunden ist. Die Bevölkerung, die in jedem Jahr mit Überflutungen rechnen muß, hatte rechtzeitig alle Vorbereitungen getroffen, um diese schwere, alljährlich wiederkehrende Zeit nach Möglichkeit ohne Schaden überstehen zu können.

Wasserstände am Mittwoch, dem 15. April

Memelstrom: Schmaleningen 708 cm steigend, Litke 636 cm fallend, Ruffstrom: Klocken 556 cm fallend, Amstahns: Ruff 754 cm fallend, Ruffmühl 614 cm fallend, Gölitzstrom: Rautersdorf 788 cm fallend, Winterhafen in Memel 494 cm steigend.

Terminkalender HJ.

Ab sofort übernimmt Oberjungenführer Reinhold Sanga von der Spielvereinigung das Amt des Mannschaffs für Fußball des Bannes 471 Memel. Ich danke allen Kameraden der Leistungsgruppe für ihren Einsatz und Mitarbeit.

Terminkalender des NSRL.

Fortsetzung der Fußball-Rundenspiele Sonntag, den 19. 4. 1942, 10.30 Uhr, Schmelzer Sportplatz. Sportklub Memel-Reichsbahn Memel, Spielrichter: Freya WM. Dr. Ruffsch, Sachwart für Fußball.

58 Jahre Zuchtshaus für eine alte Beträgerin

Vor dem in Memel tagenden Königsberger Sondergericht hatte sich dieser Tage Frau Johanna Walz aus Memel zu verantworten. Sie hatte eine Freundin, die, obwohl sie von ihrem Mann noch nicht geschieden war, sich schon nach einem „neuen Mann“ umgah. Dieser Freundin erzählte die Angeklagte, daß sie für sie einen Mann hätte, der gerne heiraten wollte, zurzeit aber Soldat sei. In Wirklichkeit kannte die Angeklagte einen solchen Mann aber nicht. Als die Freundin erklärte, daß sie diesen Mann kennenlernen möchte, setzte die Angeklagte einen Briefwechsel zwischen ihrer Freundin und dem fingierten Bräutigam in Szene. Auf diese Weise erschwand sie die Angeklagte von ihrer Freundin Geldbeträge und Pakete im Gesamtwert von etwa 350 RM.

Der Erste Staatsanwalt betonte in der Anklage, daß es sich bei der Angeklagten um eine alte Beträgerin und Kupplerin handelte, die auch in diesem Falle auf gemeine Art und Weise ihre leichtgläubige Freundin betrogen habe. Die mehrfach vorbestrafte Angeklagte sei eine Gefahr für die Öffentlichkeit und müsse auf längere Zeit „verwahrt“ werden. Er beantragte gegen die Angeklagte wegen der Beträgerin und Schwindlerin, zu denen sie die Kriegsverhältnisse ausgenutzt hatte, eine Gesamtstrafe von fünf Jahren Zuchthaus. Das Gericht verurteilte die Angeklagte entsprechend dem Antrage des Anklagevertreters zu fünf Jahren Zuchthaus und vier Jahren Ehrverlust.

Besitzungen unterschlagen und beraubt:

3 1/2 Jahre Zuchthaus

Wegen schweren Verbrechens hatte sich die 18 Jahre alte Christel Müller aus Memel vor dem in Memel tagenden Königsberger Sondergericht zu verantworten. Am 1. Februar 1942 war Christel Müller beim Postamt in Memel als Postanscherin eingestellt worden. Bei ihrem Eintritt wurde sie sowohl mündlich als auch schriftlich darüber belehrt, daß sie bei allen Dienstverrichtungen als Beamtin im Sinne des Strafgesetzbuches gelte und als solche den höchsten Strafen bei Verbrechen und Vergehen im Amt unterliege. Bald nach ihrem Dienstbeginn wurde sie mit dem Ausstragen von Postsendungen beauftragt. Schon nach kurzer Zeit verlor die Angeklagte ihre Dienstgeschäfte sehr nachlässig. Bei einer Durchsicherung ihres Zimmers wurden bei ihr im Bett und in einem Koffer mehrere hundert Postsendungen — Feldpostpäckchen, gewöhnliche Päckchen, Feldpostbriefe und gewöhnliche Briefe an Zivilpersonen und Behörden usw. — gefunden. Die Angeklagte war gekündigt, außer diesen gefundenen Postsendungen weitere verbrannt zu haben. Ebenso gekündigt sie, einige Feldpost- und andere Sendungen geöffnet und ihres Inhalts beraubt zu haben. Außerdem wurde die Angeklagte beschuldigt, verbotenen Verkehr mit einem Kriegsgefangenen geführt zu haben. Auch in diesem Falle war die Angeklagte gekündigt. Das Sondergericht verurteilte Christel Müller zu einer Gesamtstrafe von dreieinhalb Jahren Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von drei Jahren, sowie zu einer Geldstrafe von 100 RM.

ABC-Pflaster

Das ABC-Pflaster wärmt kräftig, durch eine bedeutend gesteigerte Durchblutung der erkrankten Stelle werden die den Schmerz verursachenden Stoffe fortgeschwemmt. Schon bald tritt Linderung und Befreiung ein. Saubere Anwendung. Keine Störung während der Arbeit. In Apotheken zu RM 2.35 erhältlich.

Charlotte wunderte sich über sich selbst, wie überausend ihre Stimme klang. Müdiger fuhr sie fort: „Ich schickte meinen Koffer nach Hause, ging auf den Bahnhof, und als ich im Wartesaal vorbeikam, sah ich darin Hartung mit einer Dame sitzen, die ich nicht kannte. Ich wollte nicht aufpassen zu ihnen hingehen, aber sie waren so vertieft in ihr Gespräch, daß sie mir für sich selbst Aufmerksamkeit hatten. Ich wurde neugierig. Aber, nicht wahr? Aber Sie müssen sich vorstellen, Herr Doktor, daß ich mich langweilte und nicht wußte, wie ich die Zeit totschlagen sollte. Ich hätte mir Hartungs Dame gern näher angesehen, aber sie schloß den Fenster den Rücken zu, und mir beschloß ich, selber in den Wartesaal zu gehen.“

Sie machte eine kurze Pause und warf einen flüchtigen Blick auf Genius, um zu erkennen, ob in seinen Mienen Argwohn stand. Er hörte gespannt zu; nichts sonderliches.

Alles, was sie bisher erzählt hatte, war richtig und wahr, mit einer Ausnahme: Hartung hatte allein im Wartesaal gesessen.

Der Wartesaal war überfüllt. Wegen der Kälte wollte niemand draußen auf den Zug warten. Es herrschte viel Lärm und Durcheinander, wie es meist an Samstagen ist, besonders am Schmetztag. Das kam mir zunächst, denn Hartung bemerkte mich nicht. Um ihnen aber nun verständlich zu machen, wie es möglich war, die beiden trotz dem Lärm zu belauschen, muß ich Ihnen erzählen, wie der Wartesaal in Glinde aussieht. Es gibt dort an der Fensterwand abgeteilte Lauben, in denen immer ein Gästefisch steht. Die Trennungswand besteht aus künstlichem Weiden. Es ist unmöglich, hindurchzusehen, wenn man die Blätter nicht gerade auseinanderzieht. In dem Laub hängen die Beleuchtungskörper: Weintrauben aus altem Glas. Können Sie sich davon ein Bild machen?“

„Sehr gut! Fahren Sie nur fort!“

„Ich setzte mich also so, daß ich Rücken an Rücken mit Hartung saß. Das hatte den Vorteil, daß ich ihm nicht aufstehe, wenn er sich nicht gerade umdrehte. Reiter konnte ich seine Dame nicht sehen: das falsche Weiden war zu dicht, und es auszuweichen war mir nicht möglich. Es raschelte und klapperte leise, wenn man daran kam. Es wäre mir sehr peinlich gewesen, wenn Hartung mich ertappt hätte. Ich lehnte mich aber so weit wie möglich zurück, um zu hören.“

Es erfüllte Charlotte mit einer abwegigen Gemütsart, aber auch mit Schrecken, wie selbstverständlich sie ihre erlogene Geschichte vorbringen konnte. Es war so, daß ihre Phantasie sich entzündete an den wahren Einzelheiten, so daß diese Nebenbühnenfiguren sogar für sie selbst der Höhe eines Schümmers von Wahrheit gaben.

„Ich hörte also und wurde noch neugieriger, als ich hörte, daß die Dame mit einer verzweifelten, anklagenden und trübsinnigen Stimme sprach.“ fuhr Charlotte fort. „Sie sagte etwa, daß Hartung sie gemein und schändlich belogen hatte. Jetzt endlich sei ihr klar geworden, weshalb er seit so langer Zeit nicht mehr in Gesellschaften gewesen sei und es nicht mehr nötig habe, von ihr etwas zu verlangen. Das bedeutete wohl, daß sie ihn früher, vor seiner Altkindener Zeit, unterstügt und aus gehalten hatte. In jedes einzelne Wort kam ich mir natürlich nicht mehr erinnern, zumal ich auch nicht alles verstand. Jedenfalls schien Hartung der Dame erzählt zu haben, daß er Sekretär bei einem Gutsherrn sei, und sie hatte nun herausgefunden, daß eine Frau seine Protégéein war. Sie war eifersüchtig, hatte sich auf die Bahn gesetzt, um ihm nachzusehen, daß sie ältere Rechte auf ihn hatte, und er hatte sie hier auf dem Bahnhof abgefangen, um sie zu beruhigen.“

(Fortsetzung folgt)

Schaughai, 15. April. An der ganzen indischen Südküste erwartet man in wahrer Panikstimmung einen japanischen Angriff. Die Regierung von Madras hat, wie aus Delhi gemeldet wird, drastische Maßnahmen getroffen; alle nicht in unbedingt kriegswichtigen Betrieben arbeitenden Eingeborenen sollen aus sämtlichen Küstenstädten entfernt werden. Ein genauer Evakuationsplan wird vorbereitet. Mit diesen Maßnahmen sucht man in die regellose Flucht der Bevölkerung Ordnung zu bringen, die, ähnlich wie in Kalkutta, in der vergangenen Woche einlegte und bedrückende Formen annahm. Einer Meldung aus Kalkutta zufolge, wurde die Zahl der aus der Stadt evakuierten Zivilbevölkerung mit 750 000 angegeben. Weitere 250 000 sollen in aller kürzesten Zeit die Stadt verlassen, die besetzt werden soll. Von Madras wurden 130 000 Personen evakuiert und weitere 170 000 sollen folgen. Ferner hat General Ravell den Abtransport aller Verkehrsmittel ins Landesinnere angeordnet.

Schanghai, 15. April. Wie japanische Seestreitkräfte im Indischen Ozean in einer Stunde 15 britische Handelsschiffe verlorien, beschreibt in einer "Domei"-Medbung der japanische Befehlshaber der Flotteneinheit, die diese Leistung vollbrachte. Die japanische Flotteneinheit sichtete danach am 6. April morgens an der indischen Küste einen Geleitzug von 21 großen britischen Schiffen, der anscheinend von Kalkutta nach Ceylon unterwegs war. Der Geleitzug, der offenbar keinen Feind im Indischen Ozean vermutet hatte, ließ den japanischen Verband ungestört auf einige Meilen herankommen. Als die japanischen Kriegsschiffe dann aus allen Röhren das Feuer eröffneten, brach an Bord der britischen Schiffe eine wilde Panik aus. S.D.S.-Rufe wurden ausgelandt, während die britischen Küstenstationen ihre Schiffe in offenem Telegrammtrieb aufforderten, in nahen Häfen Zuflucht zu suchen. Aus Gefächten, mit denen die britischen Dampfer ausgerüstet waren, konnten nur noch einige Schiffe zielloß abgegeben werden. Innerhalb einer Stunde waren 15 Feindschiffe versenkt, während die restlichen sechs auf ihrer Flucht nach der Küste von japanischen Flugzeugen erledigt wurden.

Buenos Aires, 15. April. Ein Kabeltelegramm der U.S.A.-Nachrichtenagentur „Associated Press“ gibt einen erweiterten Bericht über die gemeldeten Schiffsunterkungen. Demnach ist auch ein nordamerikanischer Tanker der Standard Oil Company von 7452 BRT. in der letzten Woche an der brasilianischen Küste untergegangen. Dagegen wurde ein britisches Handelsschiff vor der Küste des brasilianischen Nordoststaates Piauhy torpediert. Mitin erhöht sich die Zahl der in den letzten Tagen vor Brasilien versenkten Schiffe auf fünf.

Berlin, 15. April. Reichsminister Dr. Goebbels empfing am Dienstag anlässlich des europäischen studentischen Frontkämpferessens, das gemeinsam von der Reichsstudentenführung und dem Oberkommando der Wehrmacht in Berlin veranstaltet wird, die Abordnungen der ausländischen Studenten aus neun europäischen Nationen, die zurzeit als Freiwillige in der Wehrmacht und in der Waffen-SS im Osten gegen den Bolschewismus kämpfen. Unter den jungen Soldaten befand sich u. a. auch der spanische Studentenfürher Dr. Jose Miguel Guitarte.

In seiner herzlich gehaltenen Begrüßungsansprache betonte Reichsminister Dr. Goebbels: Europa erlebe zurzeit eine Periode kontinentaler Entwicklung, die zu den großartigsten Epochen seiner Geschichte gezählt werden könne. Es sei selbstverständlich, daß in einer solchen Zeit die Jugend bahnbrechend voranzumarchieren und ihren berechtigten Führungsanspruch anmelden müsse. Während unser Kontinent im vorigen Jahrhundert im Zeichen der nationalen Konsolidierung seiner Völker gestanden habe, müsse man das 20. Jahrhundert im Zeichen größerer und weiträumiger Entwicklungen sehen. Das starke Wachstum der Völker und der ungeahnte Aufschwung der Technik habe Europa vor ganz neue Probleme gestellt. Viele überhöfte Anschauungen müßten revidiert werden, um den alten Kontinent einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen. In diesem Sinne müsse auch der jetzige Krieg verstanden werden. Der Minister betonte feierlich, daß er nicht der Auffassung sei, daß die großen Kriege, die Europa alle 20 bis 30 Jahre der Blüte seiner Jugend beraubten, eine Unabwendbarkeit bedeuteten. Dieser Krieg könne und müsse für Europa der letzte sein und für immer die kontinentale Zerrissenheit beseitigen. In diesem Sinne bezeichnete der Minister den Wiedereinzug der jungen Studenten aller Nationen als die größte Pioniertat für das Schicksal unsers Kontinents.

Dr. Goebbels schloß seine Ausführungen mit einem Appell an die jungen Frontkämpfer ihren Kampf mit der gleichen Begeisterung und Einfaltbereitschaft wie bisher fortzusetzen. Dann brauche man um die Zukunft Europas keine Sorge zu haben.

des Reichsjugendführers, die vom örtlichen Einheitsführer der HJ verlesen wird. Daran schließt sich die Aufnahme der Jungen in die Einheit des Fähnleins, der Mädel in die Einheit der Jungmädelsgruppe; eine Ansprache des Hohensträgers der Partei beendet den Aufnahmeappell. Mit der Aufnahme aber erhalten die Jugendlichen zugleich zum ersten Mal in ihrem Leben das Recht, in Uniform zu tragen. Es sind Maßnahmen in Vorbereitung, die die Inanspruchnahme dieses Rechtes trotz des Krieges erleichtern werden. Ergänzend die Beitragspflichten entstehen durch die Erfüllung der Jugenddienstpflicht nicht. Freilich dürfen die Jungen und Mädel nicht fogleich den Ehrennamen Pimpf oder Jungmädel führen. Sie verdienen sich dieses Recht erst durch den im ersten oder zweiten Jahr der Zugehörigkeit zur HJ zu erbringenden Nachweis, daß sie gewisse Mindestanforderungen erfüllen. Sie bewiesen das durch Ablegung der Pimpfenprobe bzw. der Jungmädelsprobe. Die Anforderungen beider Proben sind so gehalten, daß jeder gesunde Junge und jedes gesunde Mädel sie erfüllen können. Bei der Pimpfenprobe werden folgende sieben Anforderungen gestellt: 1. 60-Meter-Lauf in 12 Sek., 2. Weitsprung auf 2,75, 3. Schlagballweitwerfen auf 25 Meter, 4. Tornisterpicken, 5. Teilnahme an einer einetthalbhäufigen Fahrt, 6. Kenntnis der Schwertworte des Jungvolkswufens, 7. Kenntnis des Hori-Weffel-Riedes und des HJ-Fähnleinsliedes. Die Jungmädelsprobe besteht aus: 60-Meter-Lauf in 14 Sek., Weitsprung auf 2 Meter, Ballweitwurf auf 12 Meter, zwei Rollen vorwärts, danach aufstehen ohne Hilfe der Hände, zwei Rollen rückwärts, laufen durch ein schwingendes Seil und Teilnahme an einer etztägigen Fahrt. Bei körperlicher Befähigung erfolgt Befreiung von den Proben.

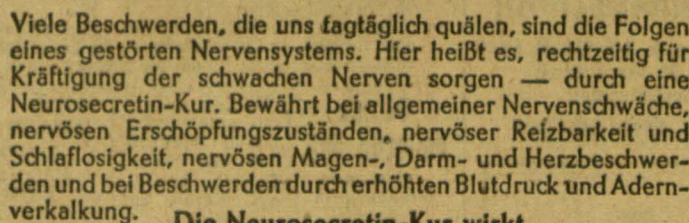
Die in der Pimpfenprobe erwähnten Schwertworte des Jungvolkes kennzeichnen zugleich das hohe Ziel der Erziehungsrbeit der HJ an den 10- bis 14jährigen Jungen. Sie lauten: Pimpfe find hart, schweisam und treu. Pimpfe find Kameraden. Des Pimpfen Höchste is die Ehre! Die Erziehung der Jungmadel ist dementsprechend nach folgenden Leitworten ausgerichtet: Jungmadel, sei Kamerad, sei treu, gehorsam, tapfer und verschwiegen. Jungmadel, wahre deine Ehre!

S. Berlin, 15. April. Der neue Reichskommissar für die Preisbildung, Minister Dr. Fischeböd, hat vor Vertretern der Presse einen kurzen Abriss der von ihm eingeschlagenen Preispolitik und der von ihm angestrebten Ziele gegeben. Preiserhöhungen lehnt er grundsätzlich ab. Er kann sie nur unter der Voraussetzung zulassen, daß durch den Krieg für die Produzenten eine neue Kostenlage geschaffen ist. Maßgebend bleibe auf jeden Fall für die Preisbildung die Preisstopfverordnung. Preiserhöhung als Anreiz zu höherer Produktion lehnt Dr. Fischeböd unbedingt ab. Demgegenüber vertritt er den Grundged der Stabilität der Preise.

Kaufkraft mit Zuversicht auf diesem Wege bleibe und darum sei das entscheidende Problem ausschließlich die Vertrauensfrage. Solange das Volk das Vertrauen behalte, daß es in der Lage sei, werde, für die geplanten Verträge auch in Zukunft immer so viel kaufen zu können wie früher, werde auch der Kaufkraftüberfluß in die notwendigen Kanäle strömen. Daraus ergebe sich die Lehre für die Preispolitik, alles zu vermeiden, was Erschütterungen der Preisziele zulassen könnte. Man habe die Absicht, allen festgestellten Preisüberschreitungen mit Energie zu Leibe zu rücken, wozu indessen die Mitarbeit der Öffentlichkeit und des Publikums unbedingt nottue. Das Vertrauen der Bevölkerung zur Stabilität der Preise, so schloß Dr. Fischböck seine Ausführungen, dürfe sich nicht nur auf die lebenswichtigen Güter beziehen, sondern müsse auch bei allen übrigen Warengruppen erhalten bleiben.

Berlin, 15. April. Wendell Willkie, der ehemalige U.S.-Präsidialkandidat, hatte nach seiner Wahl Niederlage gegen Roosevelt dadurch Aufsehen in der Weltöffentlichkeit erregt, daß er mit einem selbst für das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ außergewöhnlichen Maß an Charakterlosigkeit umgebend in die politischen Bahnen seines bisherigen Gegners, des Kriegstreibers Nr. 1, einzuwerfen. Es konnte deshalb allgemein erwartet werden — und vor allem wohl von ihm selbst —, daß ihn Roosevelt nun aber auch mit einem einträglichen Posten in der Regierung oder der staatlich kontrollierten Produktion für sein Gefinnungsoffer entlohnen würde. Dieser Fall ist jedoch bisher nicht eingetreten, und Wendell Willkie hat sich inzwischen nach einem lobhneren Geschäft umgesehen. Einer Meldung des „Daily Express“ zufolge, übernahm er jetzt den Posten des Aufsichtsratsvorsitzenden der Fox-Filmgesellschaft. Die Angabe, daß er sich damit aus dem politischen Leben zurückziehen wolle, dürfte ein Irrtum des „Daily Express“ sein, falls ihr nicht von vornherein eine beabsichtigte Irreführung zugrunde liegt. Willkies Stellungswechsel hat nämlich außer den angeführten finanziellen Gründen noch eine durchaus politische Bedeutung. Ganz augenblicklich versucht der vormalige Kandidat der Republikaner sich in letzter Zeit wieder mehr von Roosevelts Politik und Kriegführung zu distanzieren, da sie ein Risiko nach dem anderen zeitigt. Durch diesen rechtzeitige Abrücken versucht Willkie sich der Mitverantwortlichkeit für die bisherigen und weiteren Katastrophen der Washingtoner Politik zu entziehen und sich einen unbelasteten Start für den nächsten Wahlkampf zu schaffen. Dafür spricht letztlich auch, daß er sich gerade Hollywood als neuen Wirkungskreis gesichert hat, von wo aus sich jeder Wahl- und Kampfabstimmung in den U.S.A. am besten anschauen läßt.

Verlag und Rotationsdruck: Memeler Dampfboot Ver-
lags- und Druckerei-Gesellschaft m. b. H. Memel,
Hermann-Göring-Straße 1. — Hauptgeschäftleiter: Martin
Kakies (z. Zt. abwesend); Stellv. Hauptgeschäftleiter und
verantwortlich für den Gesamteinhalt: Henry Weiß. —
Verlagsleiter: Arthur Hippe. — Gültige Anzeigen-
Preislste Nr. 3.



Neurosecretin
VITAMIN-LECITHIN-NERVENNÄHRUNG

Strasse, 10f. von
Handwerker gef.
Angebote an
W. Harner
Heidekrug
Schiefenstraße

